

Claudia Moddelmog

Glaube und Wissen

Basel erlebte im 13. Jahrhundert einen religiösen Aufbruch, den die neuen Orden armer Bettelbrüder anführten. Mit päpstlichem Segen mischten sie sich unter die Bewohnerschaft und suchten die neue Welt mit der göttlichen Ordnung zusammenzudenken – eine Welt, die grösser und komplizierter geworden war, verändert von Handelsgeschäften, neuen Techniken und Kontakten. Bildung sollte die Grundlage ihrer Seelsorge sein, die Predigt ihr wichtigstes Medium. Der Zulauf war gross. Doch das nächste Jahrhundert brachte Verunsicherung. Während sich Missernten häuften und die Pest nach Europa kam, stritten in Avignon residierende Päpste mit dem Basler Domkapitel um die Bischofswahlen. Schliesslich ergriff die Spaltung das Papsttum und damit die ganze Kirche. Zugleich mehrten sich die Rufe nach Reform. Die grossen Kirchenversammlungen erfüllten die Hoffnung auf Heilung nicht. Das Basler Konzil wurde zum Zeichen ihres Scheiterns. Der Stadt aber brachte das Konzil neue Impulse. Die zu Konzilszeiten aufgestockten Bibliotheken zogen Drucker und Humanisten an. Der Rat wagte die Gründung einer Universität: Weichenstellungen für Basels Zukunft.

Expansion der Kirche und Verinnerlichung des Glaubens

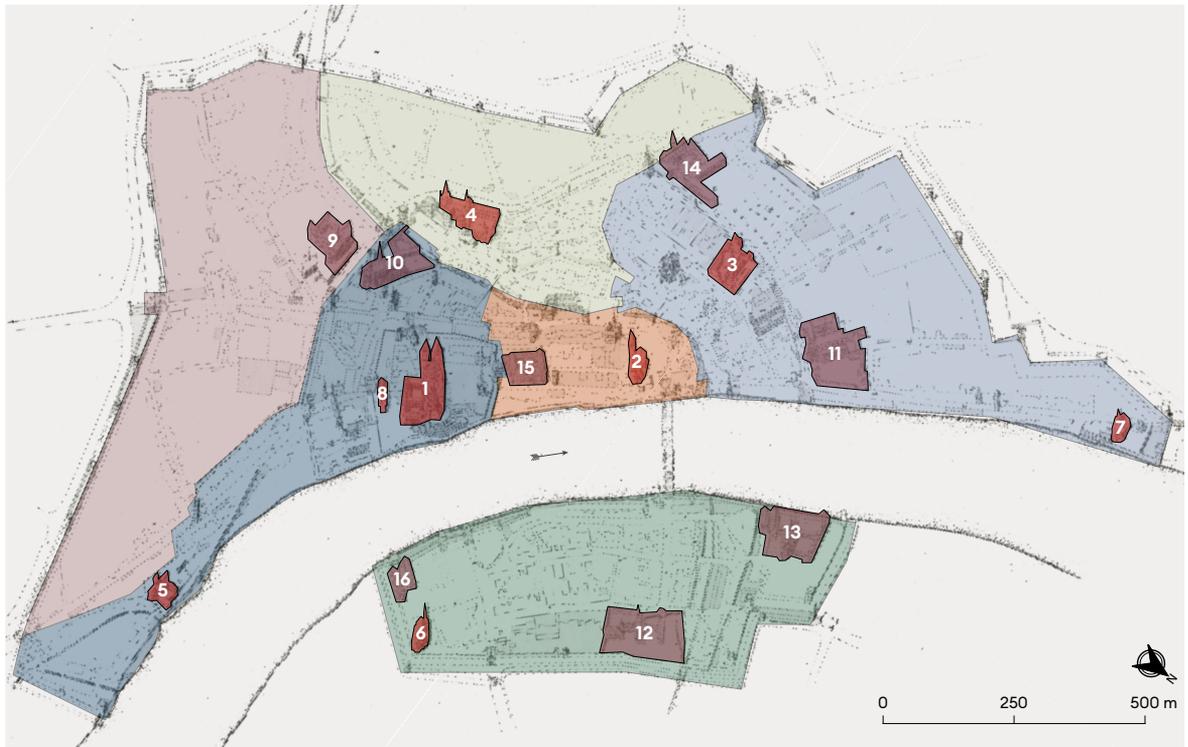
In den 1260er-Jahren begrüßte das Basler Dominikanerkloster einen neuen Bruder, der sich dort bald der Geschichtsschreibung zuwandte und all das notierte, was ihm wissenswert schien. Seinen Namen nannte er nicht, doch hielt er fest, im Jahr 1221 geboren und 1238 dem Orden der Dominikaner beigetreten zu sein. Die Forschung nennt ihn behelfsweise den Colmarer Dominikanerchronisten, denn 1278 wechselte er von Basel nach Colmar und half dort, eine neue Niederlassung seines Ordens aufzubauen. Er führte seine Aufzeichnungen bis zu seinem Lebensende um das Jahr 1305 weiter. Dazu gehörte eine knappe Abhandlung, in der er die Zustände im Elsass um 1200 mit seiner Gegenwart verglich. Und die schnitt eindeutig besser ab als die vergangene Zeit: Die Geistlichkeit habe an Zahl zugenommen und an Wissen. Sehr nützliche Werke seien seither verfasst worden: Grammatiken, Rechtskompendien, theologische Enzyklopädien. Viele Klöster für fromme Frauen seien entstanden. Basel und Strassburg seien nun besser gebaut, Wälder in fruchtbare Felder verwandelt, neue Tier- und Pflanzenarten eingeführt. Kaufleute und Handwerksmeister, die ihre Kunst beherrschten, seien keine Seltenheit mehr.¹

Die Vervielfältigung der Basler Kirchenlandschaft

Die Fortschrittserzählung des Chronisten passt zur Einschätzung der modernen Forschung. Das 13. Jahrhundert war eine Zeit mit steigenden Bevölkerungszahlen, Siedlungskonzentration in Dörfern und Städten, handwerklicher Spezialisierung und intensiviertem Handel, der sich bis in den Fernen Osten erstreckte. Auch die Kirche wuchs. Basel, in einem der Ballungsräume europäischer Urbanisierung gelegen, eine Bischofs- und Handelsstadt, erlebte damals einen regelrechten Boom von Klostergründungen. 1230 ist mit St. Maria Magdalena an den Steinen erstmals ein Frauenkloster in der Stadt dokumentiert, fünfzig Jahre später waren es vier. 1231 kamen die ersten Franziskaner, und 1233 lud Bischof Heinrich die Dominikaner in die Stadt ein, auf dass sie mit eifriger Seelsorge für das Heil der Bevölkerung wirkten.²

Zeitgleich wurde in der Stadt die Abgrenzung der Pfarrbezirke vorangetrieben.³ In der etablierten Kirchenorganisation bestimmte die Pfarrzugehörigkeit das Leben der Laien von der Taufe bis zum Begräbnis. Hier sollte man zur Beichte

Wichtigste Basler Kirchen und Pfarrsprengel um 1400



2 Die Karte verdeutlicht Grundzüge der Basler Sakraltopografie um 1400. Neben den hier gezeigten Orten sind weitere erwähnenswert: Wer heute vom Bahnhof SBB ins Zentrum spaziert, kommt zuerst an der St. Elisabethenkirche vorbei. Früher stand in dieser Zone, nahe beim Steinenkloster (9), eine kleine Kapelle, die um 1400 aber Zentralort für die St.-Ulrichs-Gemeinde war. Dazu gehörten neben der Bewohnerschaft der umliegenden Vorstädte auch die Leute aus Binningen und Bottmingen. Die eigentliche Pfarrkirche St. Ulrich (8) lag ausserhalb des Pfarrsprengels auf dem Münsterhügel und wurde vom Domkapitel besetzt. Auch der winzige Pfarrsprengel, den die Johanniter (7) St. Peter (3) abtrotzten, fehlt in der Darstellung. Auf den einstigen Klostergebäuden sind heute oft grössere Gebäude oder öffentliche Parks untergebracht – vom Kollegienhaus über die Claramatte bis zum Kasernenareal. Selbst in der Beseitigung, im Bruch, prägen die kirchlichen Institutionen des alten Basel also das neue mit.

Kirchsprengel

- St. Theodor
- St. Alban
- St. Leonhard
- St. Martin
- St. Peter
- St. Ulrich

Basler Kirchen mit Pfarrrechten

- 1 Münster (Pfarrrechte früh delegiert)
 - 2 St. Martin
 - 3 St. Peter
 - 4 St. Leonhard
 - 5 St. Alban
 - 6 St. Theodor
 - 7 St. Johann (Johanniter)
 - 8 St. Ulrich
- Basler Klostergründungen ab 1230
- 9 Steinenkloster
 - 10 Barfüsser (Franziskaner)
 - 11 Prediger (Dominikaner)
 - 12 St. Clara (vorher Sackbrüder)
 - 13 Klingental
 - 14 Gnadental (vorher Barfüsser)
 - 15 Augustiner-Eremiten
 - 16 Kartause

gehen, zum sonntäglichen Gottesdienst und zu anderen hohen Festen, an denen die Arbeit zu ruhen hatte und die nicht in jeder Kirche dieselben waren. Jede Kirche in der Stadt, ob Pfarrkirche oder nicht, pflegte besondere Heiligenkulte, hatte eigene Reliquien, Altäre und Glockenklänge, Feiertage und Prozessionen. Als Heilsorte und Grossbauten schrieben sich die geistlichen Häuser in die mentale Landkarte der Bewohnerschaft ein. Das zeigt sich etwa an zeitgenössischen Lageangaben – von der St. Alban-Vorstadt über die Augustinergasse bis zum Quartier St. Johann.

Die Vervielfachung und Diversifikation der Basler Kirchenlandschaft im 13. Jahrhundert liess das Frömmigkeitsangebot weit über die Pfarrzugehörigkeit hinaus wachsen. Das blieb nicht folgenlos. Die Intensivierung der Frömmigkeit zählt zu den langfristig stabilen Signaturen der Zeit zwischen 1250 und 1530 und zu den Voraussetzungen der Reformation.

Die Stadt im Fokus der Seelsorge bei den Bettelorden

Die Wegbereiter intensivierter Frömmigkeit waren bis ins 14. Jahrhundert die sogenannten Bettelorden. Deren bekannteste, heute meist nach ihren Gründern Franziskus und Dominikus benannt, hiessen bei den Zeitgenossen Barfüsser (Franziskaner) und Prediger (Dominikaner). Auf die Ansammlung von Reichtum und Menschen in den Städten – den neuen Zentren der Sünde – reagierten sie mit einem Leben in freiwilliger Armut. Anders als das ältere Mönchtum lehnten sie anfänglich nicht nur individuellen, sondern auch gemeinschaftlichen Besitz ab und erarbeiteten oder erbettelten sich ihren Unterhalt. Ausgehend von den süd- und westeuropäischen Urbanisierungsräumen expandierten die neuen Orden in gezielten Kampagnen in die nordalpinen Regionen. Ihre Basler Konvente zählen zu den frühen Erfolgen dieser Mission. Die Dominikaner hatte der Basler Bischof sogar eingeladen. Ihm ging es vielleicht nicht nur um bessere Seelsorge, sondern auch um neue Bündnispartner. Die Bettelorden in Basel zu unterstützen, war womöglich auch ein Schachzug, mit dem der Bischof prokaiserlichen Parteibildungen etwas entgegensetzen wollte. Denn die Bettelorden waren direkt dem Papst unterstellt, Träger einer päpstlich sanktionierten Kirchenreform, die auf sittliche Erneuerung des Klerus ebenso abzielte wie auf die Bekämpfung von abweichenden Glaubensmeinungen, auf bessere Betreuung und Einbindung der Laien in die Kirche.⁴ Und sie standen in den Konflikten, die Kaiser Friedrich II. mit dem Papsttum austrug, fest an der Seite des Papstes. Friedrich indessen hatte den Baslern das Privileg zur eigenständi-

gen Wahl eines Rats erteilt, das er auf Druck des Bischofs allerdings hatte zurücknehmen müssen.⁵

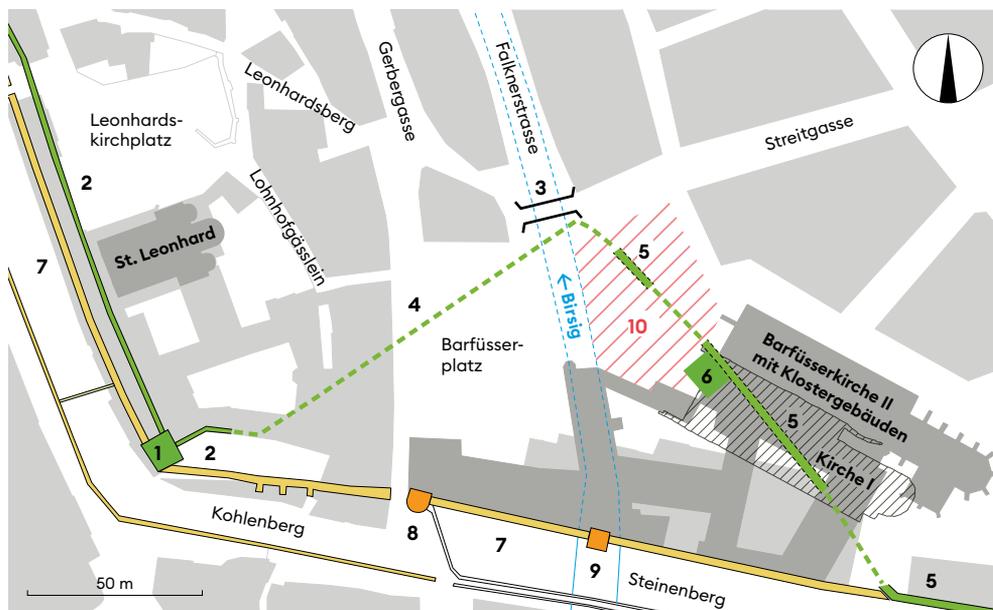
Die neuen Orden mögen situativ Verbündete des Basler Bischofs gewesen sein, strukturell waren sie auch eine Gefahr. Jeder Bischof war der oberste Wächter seiner Diözese. Im 13. Jahrhundert hatten die Päpste bereits erreicht, dass sie – und nicht mehr der König – die Einsetzung der Bischöfe vornahmen. Die Wahl der Domkapitel vor Ort konnten sie dabei übergehen. Mit den Bettelorden, die von Beginn an über eine sehr gute Verwaltung verfügten und dem Papst, nicht den Bischöfen, unterstellt waren, entstand nun eine gewichtige parallele Struktur kirchlicher Hierarchie neben der Bistumsgliederung – mit dem Papst an der Spitze beider Organisationsformen. Die neuen Orden stärkten das Papsttum einmal mehr.

Daraus resultierende Probleme wurden sehr schnell beim Recht auf die Seelsorge spürbar, die bis dahin die Bischöfe den Pfarrkirchen übertragen hatten. Die Bettelordenspriester hingegen hatten ihr Seelsorgemandat vom Papst. Dabei ging es nicht nur um die Erlaubnis zur Predigt, sondern auch um beträchtliche Einkünfte, von Spenden beim Gottesdienst über den Beichtpfennig bis hin zu Begräbniskosten. Ein Teil dieser Gebühren und Spenden floss nun an die Bettelorden, deren Laienfriedhöfe sich bald zu füllen begannen. Konflikte mit den älteren Basler Kirchen, welche die Pfarrrechte innehatten und Ausgleichszahlungen forderten, begleiteten deshalb den Erfolg der Bettelbrüder.⁶

Die Bettelorden ermöglichten sehr heterogenen Kreisen die Partizipation am Heilsweg. Noch im 13. Jahrhundert wurden alle Basler Frauenkonvente den sogenannten zweiten Orden der Franziskaner und Dominikaner angeschlossen und von den Basler Brüdern geistlich betreut. Schon um 1300 dominierten in den Konventen Männer und Frauen aus Basel selbst und dem nahen Umland, besonders dem Elsass. Die Aristokratie ging dabei voran; im Laufe des 14. Jahrhunderts stieg der stadtbürgerliche Anteil. Den Bettelordensschwestern wurde allerdings nicht zugestanden, was die Brüder für sich beanspruchten, die sich predigend unter Volk mischten. Für die Schwestern bedeutete der Eintritt in ein Kloster strikte Klausur. Allerdings betreuten die Brüder auch eine Anhängerschaft von sogenannten Beginen und Begarden; Menschen, die einzeln oder in Gruppen ein Leben in Busse und freiwilliger Armut führten, ohne sich mit klösterlichen Gelübden von der Welt abzusondern. Frauen wählten diese Lebensform – in Basel erstmals 1270 belegt – öfter als Männer. Bis ins 14. Jahrhundert entstanden mehr als zwanzig Beginenhäuser in der Stadt. Die Basler Franziskaner nahmen die ihnen zugewandten Beginen bald in einen eigens für sie geschaffenen Dritten Orden auf, jenen für die in Busse lebenden Laien.⁷

Unübersehbaren Ausdruck fand der Erfolg der Bettelorden in den grossen Kirchen, die sie errichteten.⁸ Solche Projekte waren nicht ohne Mithilfe der breiten Bevölkerung zu stemmen.⁹ Die Orden teilten diesen Erfolg denn auch wieder, indem sie ihre Kirchen für Versammlungen der Stadtgemeinde öffneten.¹⁰

Barfüsserkirche und Stadtmauer im 13. Jahrhundert



3 Im Jahr 1256 fand am Basler Barfüsserplatz, der erst seit der Reformation so heisst, eine Kirchweihe statt. Der Standort am Grossbasler Stadtfluss, dem Birsig, wo sich ein dicht besiedeltes Handwerkerquartier befand, war gerade eben in den neuen Mauerring der Stadt einbezogen und 1250 den Barfüsserbrüdern übergeben worden. In nur wenigen Jahren errichteten die Brüder eine Kirche mit 40 Meter langem Schiff und 25 Meter langem Chor. Schon zwanzig Jahre später folgte ein noch grösserer Neubau. Dafür wurde das Bodenniveau durch Kiesaufschüttung um zwei Meter angehoben und ein Chor errichtet, der jeden anderen in der weiteren Region an Höhe übertraf. Das bei den Bettelorden übliche Konzept der Hallenkirche, in dem Mittelschiff und Seitenschiffe als verbundene Räume aufgefasst wurden, eignete sich besonders gut für die Predigt vor grossen Menschenmengen. Auch damit kamen die Bettelorden den Bedürfnissen der Stadtgemeinde entgegen.

- 1 Lohnhof: Eckturm der Burkhardtschen Stadtmauer
- 2 Nachgewiesener Verlauf der Burkhardtschen Stadtmauer bei St. Leonhard
- 3 Birsigbrücke (Nennung 1299)
- 4 Burkhardtsche Stadtmauer vermutet
- 5 Burkhardtsche Stadtmauer nachgewiesen
- 6 Mutmasslicher Turm zur Burkhardtschen Stadtmauer
- 7 Innere Stadtmauer
- 8 Eselturm
- 9 Wasserturm
- 10 Situation des Friedhofs (nach 1250, 1285 vergrössert, 1528 aufgehoben)

Der Bau mächtiger Bettelordenskirchen markiert einen doppelten Wandel.¹¹ Zum einen war das Umherschweifen der Brüder Geschichte. Für die Orden wurden die Städte zu festen Zentren, während sie im Umland, das sie in eigens abgegrenzten Bezirken betreuten, nur sporadisch erschienen. Zum anderen verlangten die sakralen Grossbauten ebenso wie der seelsorgerische Impetus, dass viele Brüder zu Priestern geweiht wurden, denen sakramentale Handlungen erlaubt waren. Deshalb bauten die Orden, angeführt von den Dominikanern, spezielle Ausbildungssysteme auf. Eigens erstellte systematische Lehrbücher bereiteten im Heimatkonvent angehende Priesterbrüder gezielt auf die Seelsorge vor. Ausgewählte Brüder setzten die Ausbildung in Konventen fort, die als Schulungszentren für den ganzen Orden oder einzelne Ordensprovinzen dienten. Dort konnte man neben Theologie auch Geografie und Naturkunde, Astrologie und Medizin studieren. Das machte die Bettelorden auch für das aristokratische Milieu attraktiv, denn Bildung und Priesterweihe brachten gehobenen Status mit sich.

Für die Basler Dominikaner war das wichtigste Studienzentrum Köln. Die studierten Brüder kehrten als Ausbilder in den eigenen Konvent zurück oder halfen andernorts aus. Und mit den Brüdern wanderten Bücher. Was in den führenden theologischen Fakultäten in Paris, Oxford und Prag diskutiert wurde, war bald auch in den Bibliotheken der Basler Bettelordenskonvente nachzulesen.¹² Der Basler Predigerkonvent wurde damals selbst ein auf Theologie spezialisiertes Schulungszentrum, an dem auswärtige Brüder studierten.¹³ So verbanden die Ordensstrukturen städtische Zentralität mit weit ausgreifender Verflechtung.

Das Gotteswort für die städtische Gesellschaft

Die Grundausbildung bereitete die Bettelordensbrüder mit Bibelkenntnis, Schulung in Rhetorik und Didaktik auf die Seelsorge vor: das Abnehmen der Beichte, das Erteilen von Rat und Zuspruch. Besondere Ehre verschaffte die Erlaubnis zur Predigt. Kein anderes Medium erreichte in einer vorwiegend mündlich kommunizierenden Gesellschaft ein so grosses Publikum. Die Bettelordensprediger erläuterten dabei nicht nur einzelne Bibelstellen, sondern reflektierten über aktuelle gesellschaftliche Fragen: Warum stand einem Baumeister höherer Lohn zu als einem Gehilfen? Wie konnte Reichtum zur Sünde verleiten? Wieso vollbrachten auch eine Weberin oder ein Arzt unverzichtbare Werke? Worin bestanden die Pflichten der übergeordneten Stände – von Obrigkeiten und Klerus – bei Friedens- und Rechtswahrung?

Himmel, Hölle, Fegefeuer – die Lazaruspredigt des Nikolaus von Strassburg

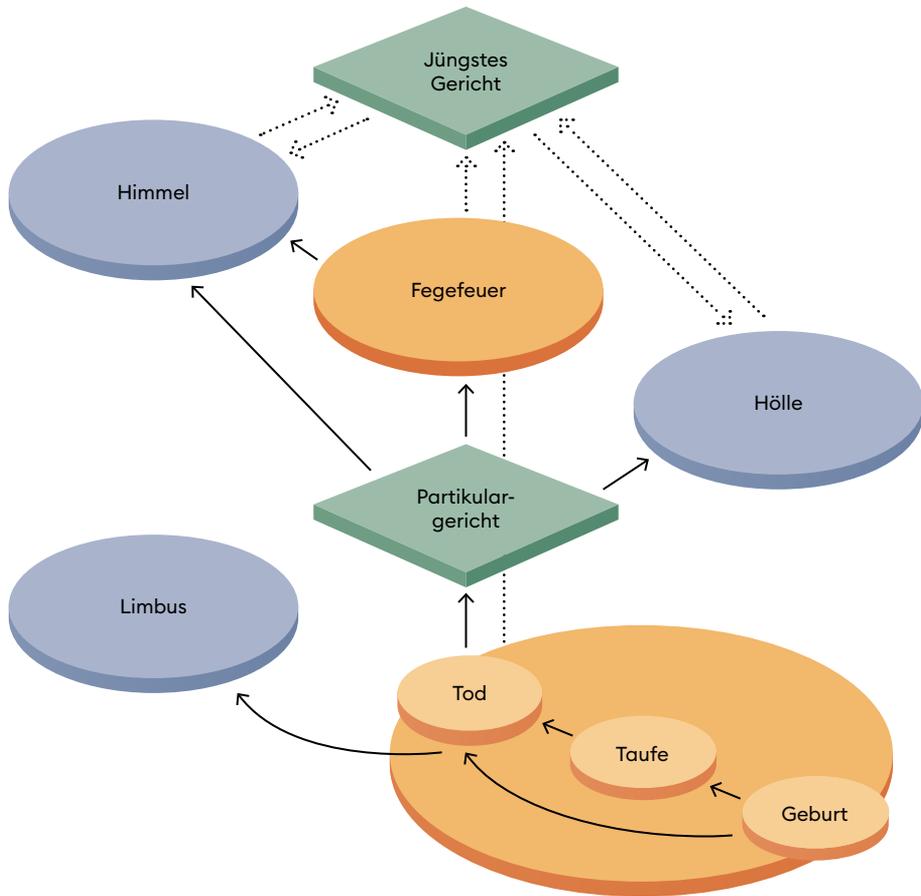
«Ich han ein wörtelin genomen uz dem evangelio von dem richen manne und von Lazaro», beginnt eine Predigt des Nikolaus von Strassburg. Ein reicher Mann, der in der Hölle brennt, erblickt in Abrahams Schoss den Lazarus und bittet, dieser möge den kleinen Finger mit Wasser benetzen und einen Tropfen auf seine Zunge fallen lassen. Unmöglich, erklärt ihm Abraham und erinnert daran, wie der reiche Mann einst kein Erbarmen mit dem armen Lazarus gezeigt hatte. Nikolaus erläutert die Geschichte: Ein Übermass an Speis und Trank bringe es mit sich, dass einer nicht mehr wisse, was er sage. Das sei dem Reichen geschehen. Nun fügt Nikolaus differenzierend hinzu: Nicht unrechter Erwerb von Gütern werde dem Reichen vorgeworfen; vielmehr habe er, als Lazarus bedürftig war, sein Gut zu Unrecht behalten: «Nu findet man niut geschriben, daz er einen pfennig unrehtes guotes hette, mer er behielt ez unreht.» Nikolaus bietet hier also eine differenzierte

Antwort auf die Beurteilung von Reichtum und einen Lösungsvorschlag zum Ausgleich sozialer Ungleichheit: die Ausübung von Barmherzigkeit.

Die soziale Dimension theologischer Erwägungen zeigt sich auch in den Jenseitsvorstellungen, die Nikolaus anspricht, aber nicht erläutert. Die Vorstellung vom Fegefeuer eröffnete für die Gläubigen die Möglichkeit, sich selbst, aber auch Verstorbene von der Sündenlast durch gute Werke zu befreien – sofern es nicht um Todsünden ging. Das Fegefeuer selbst wirkte reinigend, doch konnten zusätzlich gute Werke für die Verstorbenen deren Zeit im Fegefeuer verkürzen. Die guten Werke liessen sich an persönliche Überzeugungen und gesellschaftliche Bedürfnisse anpassen. So stiftete 1514 eine reiche Baslerin ein Stipendium für einen auszuwählenden Theologiestudenten, weil nichts wichtiger sei als Lehre und Unterweisung für das Seelenheil.¹⁴

Der Wortlaut der zahllosen Predigten, die in Basel zwischen 1250 und 1530 gehalten wurden, ist in aller Regel nicht überliefert. Einen Eindruck davon gibt die Lazaruspredigt des Nikolaus von Strassburg, obwohl sie als Lesepredigt für meditative Lektüre und Ausbildung gedacht war.¹⁵ Nikolaus, 1318 in Basel belegt, studierte in Paris, lehrte in Köln und erhielt schliesslich die Erlaubnis zur Predigt in der gesamten Ordensprovinz Teutonia, zu der Basel gehörte.¹⁶ Die Lazarusgeschichte bot dem Prediger Gelegenheit, über den Umgang mit Reichtum in der irdischen Gesellschaft und über die kirchliche Lehre vom Jenseits zu reflektieren. Denn die Lazarusgeschichte sprach von der Hölle und von Abrahams Schoss als Aufenthaltsorten der Seelen nach dem Tod. Nikolaus konnte das nicht einfach übernehmen, weil sich im 12. Jahrhundert die Vorstellung vom Fegefeuer massiv verbreitet hatte, für die der Bibeltext keine eindeutige Referenz lieferte. Also erläuterte er, Abrahams Schoss sei mit der Kreuzigung Christi zerbrochen. Auch das

Die kanonisierte Fegfeuerlehre



4 Jenseitskonzept der westlichen Kirche seit dem 13. Jahrhundert: Die Seelen ungetaufter Kinder würden ewig im Limbus verbleiben. Die Seele einer getauften Person wurde nach dem Tod ein erstes Mal einem Gericht unterzogen, das sie in den Himmel, die Hölle oder (am wahrscheinlichsten) ins Fegefeuer weisen würde. Ein zweites Gericht wartete am Jüngsten Tag, wenn sich nach der Auferstehung der Leiber die gesamte Menschheit vor Gott verantworten würde.

- Gerichtssituationen
- ewige Orte
- zeitliche Orte
- ständiges Geschehen
- ⋯ Jüngstes Gericht



5 Emanuel Büchel, Der Erzengel Michael wägt die Seelen, 1768. — 1768 dokumentierte der Basler Zeichner Emanuel Büchel die Wandmalereien im Kreuzgang des Klosters Klingental. Dort befand sich unter anderem ein Totentanzzyklus, jenem ähnlich, der seit etwa 1440 bei der Predigerkirche auf der Aussenmauer des Laienfriedhofs an den unvermeidlichen Tod erinnerte. Dazu passte die hier abgebildete Wandmalerei, der das

Datum 1517 beigegeben ist und die den Erzengel Michael beim Wägen einer Seele zeigt. Die Szene bezieht sich wahrscheinlich auf das Partikulargericht nach dem Tod, weil die Auferstehung der Leiber fehlt, die beim Jüngsten Gericht folgen soll. Die Gerichtssituation vor dem inneren Auge, knien neben der Szene die Stifterinnen der Malerei, zwei Klingentaler Klosterfrauen, zu deren wichtigsten Pflichten gehörte

ausser dem gemeinschaftlichen Stundengebet die hier ins Bild gesetzte persönliche Andacht in Gebet und Lektüre. Die Wandmalerei vermittelt das drohende Gericht und die geistliche Disziplin als Heilmittel an die Gemeinschaft der Klingentaler Schwestern. Zugleich fordert sie zum Gebet für die eigens mit dem Namen versehenen Stifterinnen auf, die zur Aufwertung des Kreuzgangs beigetragen haben.

Fegefeuer sei vergänglich und bestehe nur bis zum Tag des Jüngsten Gerichts. Ewig seien allein die Hölle und der Limbus für die ungetauften Kinder. «Viele sagen, die seien in einer Finsternis, doch das ist nicht wahr», betonte er. Angesichts der hohen Säuglingssterblichkeit eine tröstlich gemeinte Antwort, die aber die Gläubigen letztlich nicht beruhigen konnte.¹⁷

Nikolaus benannte die Qualen, welche die sündige Seele erwarteten, nur knapp als Beissen des Gewissens. Er betonte lieber die Chancen des irdischen Lebens und die Verheissung künftigen Lohns für gute Lebensführung. Waren gute Werke oder die «Minne zu Gott» verdienstvoller? Beides. Als Mensch gewordener Gottessohn habe Jesus mit lebenslangem Leiden einen unermesslichen Gnadenschatz erworben. Dort gelte es hineinzugreifen. Nikolaus versprach, nun in persönlicher Anrede: Gelingt es dir, dich daran zu knüpfen und zu heften mit Minne und Begierde, kann das jede Sünde gutmachen, die du je begangen hast und für die du hundert Jahre im Fegefeuer brennen müsstest. Dann wechselte er zum Wir, das ihn und sein Publikum vereinte: Das zu erreichen, helfe uns Gott. Amen. Der Prediger war ein Meister der Sprache.

Wie stark es Nikolaus darum ging, die Leiden Jesu seinem Publikum nahezubringen, zeigt sich daran, dass er dabei nicht das Kreuzigungsoffer anführte, sondern Leiden, die jeder Mensch kannte und nachfühlen konnte: Leiden an Kälte, an Hitze, an Müdigkeit und Kummer. Empathie und Gewissen – in der Betonung dieser subjektiven Zugänge zum Gottessohn zeigt sich Nikolaus als Mystiker. Er bot aber auch jenen Entlastung an, denen die Begabung, Neigung oder schlicht die Zeit zur Versenkung in die Gottesminne fehlten. Die guten Werke behielten ihr Recht, vom Kirchgang über Opfergaben und Almosenspenden bis zum Krankenbesuch. Verinnerlichung und Veräusserlichung des Glaubens standen ohnehin nicht im Gegensatz, sondern waren eng miteinander verbunden.

Mit allen Sinnen und jedem Mittel – auf der Suche nach Heil und Vergebung

Die Möglichkeit, für sich selbst und für andere, insbesondere auch für Verstorbene, mit guten Werken das Geschick der Seele günstig zu beeinflussen, lässt sich angesichts des drohenden Gottesgerichts als Entlastungsangebot verstehen, das bis in die Reformationszeit die alltägliche Frömmigkeit massgeblich bestimmte.¹⁸ Schon im 13. Jahrhundert sorgten nicht mehr nur Adlige mit Stiftungen für ihr Seelenheil vor, sondern auch Leute geringeren Standes. Am häufigsten belegt sind dabei die sogenannten Jahrzeiten, die jährlich (meist) am Todestag begangen wurden und

mit Seelmessen verbunden waren. Die in der Messe vollzogene Eucharistie, die Wandlung von Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi, vergegenwärtigte das Abendmahl und den Kreuzestod Christi und damit das zentrale Heilsgeschehen des Christentums. In der Seelmesse sollte die heilsspendende Kraft der Wandlung allein derjenigen Seele zugutekommen, für die sie gehalten wurde. Alle Klöster und Kirchen Basels wurden Adressaten solcher Jahrzeitstiftungen, wobei sich teils besonders enge Beziehungen herausbildeten. Dabei spielten Nachbarschaft und Pfarrzugehörigkeit eine grosse Rolle, aber auch persönliche Neigungen und verwandtschaftliche Beziehungen. Das Kleinbasler Kloster Klingental etwa war nicht nur über die Schwestern, die dort lebten, ein Mittelpunkt für die städtische und regionale Aristokratie, sondern auch über die Stiftungen.¹⁹ St. Peter erhielt umfangreiche Zuwendungen aus dem aristokratisch-wohlhabenden Milieu, das zum Teil in der Nachbarschaft ansässig war. Im 14. und 15. Jahrhundert stiftete diese Klientel eine ganze Reihe von Kapellen, in denen sie sich und ihre gesellschaftliche Position zugleich prominent präsentierte.²⁰

Auch das Münster war dauerhaft Adressat von Stiftungen. Der wachsende Münsterschatz versammelte insbesondere seit dem 15. Jahrhundert über Gaben des Bischofs und des Domkapitels hinaus solche von vornehmen Basler Laien.²¹ Die Testamente von Ratsherren aus dem späten 15. Jahrhundert zeigen, dass diese möglichst alle geistlichen Einrichtungen begünstigten.²² Das erklärt sich kaum nur als Strategie der Vorsorge für das eigene Seelenheil, sondern zeigt, wie sehr der Rat die geistlichen Institutionen insgesamt als sakralen Rückhalt der Stadt verstand, für den er mitverantwortlich war. Allerdings endete die Anziehungskraft der städtischen Kirchen und Klöster nicht an den Stadtmauern, sondern griff weit darüber hinaus, am weitesten wohl im Fall des Domkapitels mit seinen teils reichsweiten Beziehungen. Trotz der intensiven Verflechtung mit der städtischen Gesellschaft waren die geistlichen Konvente eben gerade keine städtischen Institutionen. Ihr Wirkungsanspruch war grundsätzlich universal.

Dem Grossteil der Stadtbevölkerung fehlten die Mittel, um Stiftungen einzurichten, bei denen liegende Güter oder feste Einkünfte dauerhaft einen Ertrag abwarfen, der fürs Messelesen, für Totenkult und Armenspeisungen bereitstand oder gar den jährlichen Unterhalt eines Kaplans abdeckte. Eine günstigere Variante der Heilsökonomie ist für das jüngste Basler Kloster belegt, die 1401 gegründete Kartause. Dort war neben einem Jahrzeitbuch ein Buch der Wohltäter (*liber benefactorum*) in Gebrauch, für die kollektive Fürbitten gehalten wurden.²³ Für die meisten Basler und Baslerinnen jedoch waren Ablass und Bruderschaft die wichtigsten Heilmittel. In den Bruderschaften wurden die guten Taten, zu denen



6 Predella eines Altars aus dem Basler Rathaus, nach 1513. — Maria und der Jünger Johannes betrauern den am Kreuz gestorbenen Jesus. Der drastische Realismus dieser ins Bild gesetzten Passionsfrömmigkeit, vom entkräfteten Leib des Gottessohns über die Verletzungen bis hin zum rinnenden Blut, soll zum Mitleiden und zum Erbarmen auffordern, für das besonders Maria steht, die eine Wunde ihres Sohnes küsst. Dass Jesus für dieses Mitleid empfäng-

lich ist, verdeutlicht seine Hinwendung zur Mutter. Über Johannes wird unterdessen direkter Blickkontakt zu den Betrachtern hergestellt, nämlich den Basler Ratsherren. Das «Erbärmdebild» schmückte die untere Zone eines Altars im Rathaus. Die Wappen Salzmann (Löwe) und zem Blech (Pfeilspitzen, nicht im Bild) verweisen auf das Stifterpaar Adalbert Salzmann und dessen Ehefrau, eine zem Blech. Adalbert war Notar an der bischöflichen Kurie, erhielt aber

nach dem Einkauf in die Gartnergernzunft im Jahr 1515 auch Aufträge des Rats. Die Übergabe des Kunstwerks an den Rat dürfte in diese Zeit datieren. Kurz zuvor war eine monumentale Darstellung des Jüngsten Gerichts an einer der Hoffassaden des Rathauses fertiggestellt worden, die bis heute zu sehen ist. Beide Themen – Gericht und Erbarmen – boten sich an, um den Rat als christliche Obrigkeit anzusprechen, ermahmend ebenso wie legitimierend (KDM BS, Bd. 1, S. 410).

sich die Verbrüdeten – auch Frauen – verpflichteten, von allen geteilt: Aus den Mitgliedsbeiträgen unterhielten Bruderschaften ausgewählte Kirchenaltäre und liessen dort kollektive Seelmessen für die Verbrüdeten lesen. Besonders viele Bruderschaften waren im Münster angesiedelt, darunter die allen Laien offenstehende Marienbruderschaft, die dem Münsterbau verpflichtet war, und die Bruderschaft der Hufschmiede mit dem Altar ihres Schutzpatrons, des heiligen Eligius, und einem eigenen Grabmal [61].²⁴ Dutzende Altäre im Basler Münster gingen auf Stiftungen oder Bruderschaften zurück. Damit verankerten sich sehr verschiedene Personenkreise in der Hauptkirche von Stadt und Bistum – und schufen im Gegenzug ein vielfältiges Frömmigkeitsangebot. Den höchsten Rang in der Heilighierarchie des Münsters aber behielten dessen Patrone: der sagenhafte römische Bischof Pantalus, der einst die heilige Ursula und ihre elf(tausend) Jungfrauen getroffen hatte, und die kaiserlichen Heiligen Heinrich und Kunigunde.²⁵

Die Erteilung von Ablässen war seit dem 11. Jahrhundert fester Bestandteil der kirchlichen Busspraxis. Theologisch begründet wurde die Möglichkeit, Sündenstrafen zu erlassen, mit dem unermesslichen Gnadenschatz, den Christus, Maria und die Heiligen mit ihren Opfern erworben hatten. Schon für die Förderung der im 13. Jahrhundert entstandenen Basler Klöster waren Ablassprivilegien gewährt worden, und schon damals löste die intensive Bewirtschaftung der Ablässe zuweilen theologische Kritik aus. Doch blieb die Nachfrage ungebrochen. Einer der letzten Ablassbriefe für Basler Empfänger wurde am 29. November 1517 von zwölf Kardinälen ausgestellt und im folgenden Jahr mit bischöflicher Erlaubnis veröffentlicht, also nahezu gleichzeitig mit den ersten Lutherschriften, die in Basel gedruckt wurden. In Rom erbeten und teuer erkauft hatte ihn die Elendenbruderschaft vom Basler Kohlenberg. Der Ablass wurde all jenen gewährt, die an den bestimmten Festtagen den von der Bruderschaft unterhaltenen Jakobsaltar in der Leonhardskirche besuchten. Jeder Kardinal hatte 100 Tage, der Basler Bischof weitere 40 Tage Verkürzung der Sündenstrafen im Fegefeuer gewährt, was sich zu 1240 Tagen summierte.²⁶

Erschütterungen der Kirche, Schattenseiten des Glaubens

War das 13. Jahrhundert eine Zeit des Aufbruchs gewesen, so mehrten sich im 14. Jahrhundert die Erschütterungen. Dazu gehörten Missernten und Pest, das schwere Basler Erdbeben von 1356, aber auch Erschütterungen der Kirche selbst. Seit 1309 residierten die Päpste in Avignon, wo sie unter starkem französischem Einfluss standen. Ihrer Rückkehr nach Rom folgte das Grosse Abendländische Schisma (1378–1417), in dem es nicht mehr einen, sondern stets nur begrenzt anerkannte Päpste und Gegenpäpste gab. Strittig waren auch die meisten Basler Bischofswahlen des 14. Jahrhunderts, strittig das Verhältnis von Kaiser und Papst. In diesen Machtkämpfen kam immer wieder die geistliche Waffe des Interdikts zum Einsatz, also ein Verbot sakramentaler und gottesdienstlicher Handlungen, um die Parteinahme von Obrigkeiten und Bevölkerung zu erzwingen. Mehr als ein Jahrzehnt etwa währte zwischen 1331 und 1347 ein päpstliches Interdikt für all jene, die König Ludwig die Treue hielten. Das päpstliche Interdikt wurde von der Basler Geistlichkeit beachtet, sodass papsttreue Geistliche aus kaiserlich domi-

nierten Regionen hier Asyl suchten. Die Auseinandersetzungen der Universalgewalten hatten also deutliche Effekte vor Ort, aber nicht nur im negativen Sinne. Besonders einer der Asylanten, Heinrich von Nördlingen, stand bald im Zentrum eines informellen städtischen Zirkels von mystisch interessierten Klerikern und Kaufleuten, Beginen und Klosterfrauen. Der erfolgreiche Prediger verstärkte einmal mehr die bestehenden überregionalen Netzwerke. Die Kontakte reichten so weit, dass mittelniederländische und ostmitteldeutsche Handschriften nach Basel kamen, die hier übersetzt und vervielfältigt wurden.²⁷ Doch die Zeit, in der Basel zu einem Brennpunkt der volkssprachlichen Mystik wurde, war bald vorbei; im Angesicht der nahenden Pest verliessen die Asylanten die Stadt.

Abgrenzung, Mord, Vertreibung: Der wahre Glaube und seine Feinde

Die Pest löste unter den Erschütterungen des 14. Jahrhunderts zweifellos die heftigsten Ängste aus. Viele sahen darin eine Gottesstrafe und antworteten mit Bussübungen, am radikalsten die Geissler, die bald durchs Land zogen. Die aufgeregte Stimmung bot den Rahmen für die Verbreitung antijüdischer Gerüchte. Basler Adlige, die bei den ansässigen Juden verschuldet waren, mobilisierten gezielt ihre Anhängerschaft gegen die Gläubiger. Die Basler Ratsherren schwenkten ein – nach Abstimmung mit anderen Autoritäten in der Region – und liessen im Januar 1349 alle jüdischen Baslerinnen und Basler, sofern sie vor Ort waren, verbrennen, ausgenommen nur die zwangsgetauften Kinder.²⁸ Einige Monate später folgte ein durchschaubarer Rechtfertigungsversuch. Unter Folter liess der Rat von einzelnen nachträglich gefangenen Juden die Aussage erpressen, sie hätten Brunnen vergiftet.²⁹

Die Basler Vorgänge ordnen sich einem längeren Vertreibungsprozess zu, der den gesamten Westen Europas erfasste. Er hatte, wie auch die Judenverfolgungen im Zusammenhang mit der Pest, soziale, wirtschaftliche und herrschaftliche Gründe, ruhte aber vor allem auf einem religiösen Fundament.³⁰ Die Diffamierung von Juden gehörte seit der Entstehung des Christentums zum Abgrenzungsdiskurs gegen die Schwesterreligion und war gerade von den Bettelorden verstärkt verbreitet worden. Denn zu deren Aufgaben zählte auch die Mission unter den Juden, die sie wegen fehlender Erfolge aber bald aufgegeben hatten. Die zweite jüdische Gemeinde Basels, die sich seit den 1360er-Jahren wieder etabliert hatte, löste sich 1397 wegen erneut bedrohlich scheinender Anfeindungen selbst auf und wanderte aus.³¹ Im Laufe des 15. Jahrhunderts endete die Zeit städtischer Judengemeinden dann im gesamten Reichsgebiet, was jedoch den Antijudaismus nicht abklingen liess. Auch hundert Jahre später hielt der vielgerühmte Humanist und Wahlbasler



7 Schnitzerei am Chorgestühl des Basler Münsters, 14. Jahrhundert. — Eine Schnitzerei am Chorgestühl des Basler Münsters aus der Zeit um 1380 inszeniert demonstrative Judenverachtung. Zwei Juden trinken direkt von den Zitzen einer Sau deren Milch. Dies

karikiert das Nahrungstabu der jüdischen Religion für das als unrein erachtete Schwein. Die Karriere der «Judensau» als Bild- und Sprachmotiv massiv ausgrenzender Beschimpfung reicht vom 13. Jahrhundert bis heute.

Erasmus von Rotterdam die Juden für eine Pest, und ein ausgeprägter Antijudaismus gehört zu den Kontinuitäten, welche die Reformation überdauerten.

Andere Ausgrenzungskonflikte verliefen im Inneren der christlichen Stadtgesellschaft. Die intensivere Unterweisung der Laien hatte zur Folge, dass manche Laien sich ermächtigt fühlten, eigene theologische Vorstellungen und Praktiken zu entwickeln.³² Diese Rückkopplungseffekte erzeugten latente Widersprüche, Disziplinierungsversuche und Inquisition («Untersuchung»), wobei theologische Auseinandersetzungen sich schnell mit ganz anderen Konfliktlagen vermischten. So betraf der Beginenstreit in den Jahren nach 1400 nicht zufällig jene, die einzeln oder in einer Hausgemeinschaft die Einladung der Kirche, im Büsserstand zu

leben, aktiv wahrnahmen. Diskussionen um den Stand der Beginen und Vorwürfe der Ketzerei gegen einzelne Frauen hatte es schon früher gegeben.³³ Um 1400 waren die Beginen aber verwundbarer, denn adlige oder wohlhabende Baslerinnen unter ihnen waren inzwischen zur Ausnahme geworden. Unter den Beginen dominierten nun arme, oft zugewanderte Frauen, die wenigstens teilweise ihren Unterhalt erbetteln mussten. Was ihnen gerade zum Vorwurf gemacht wurde.

Eine prägende Rolle im Beginenstreit spielte ein Basler Dominikaner, Johannes Mulberg, Sohn eines Kleinbasler Schuhmachers und studierter Priesterbruder.³⁴ Mulberg gehörte zu den frühen Reformern des Ordens, die auf erneute Einhaltung (Observanz) der ursprünglichen Ordensregel und Rückbesinnung auf das strenge, nicht mehr praktizierte Armutsgebot drängten. Er hatte sich bereits mit wechselndem Erfolg in Würzburg, Nürnberg und Colmar für die Reform eingesetzt. Bei seiner Rückkehr in den Basler Konvent war er dort weitgehend isoliert; umso eifriger predigte er gegen die Beginen: Unverdient massten diese sich den Habit von Geistlichen und den frommen Bettel an, der doch nur jenen erlaubt sei, die sich nicht von ihrer Hände Arbeit ernähren könnten. Von Handarbeit freigestellt seien nur die Regierenden und der Klerus.

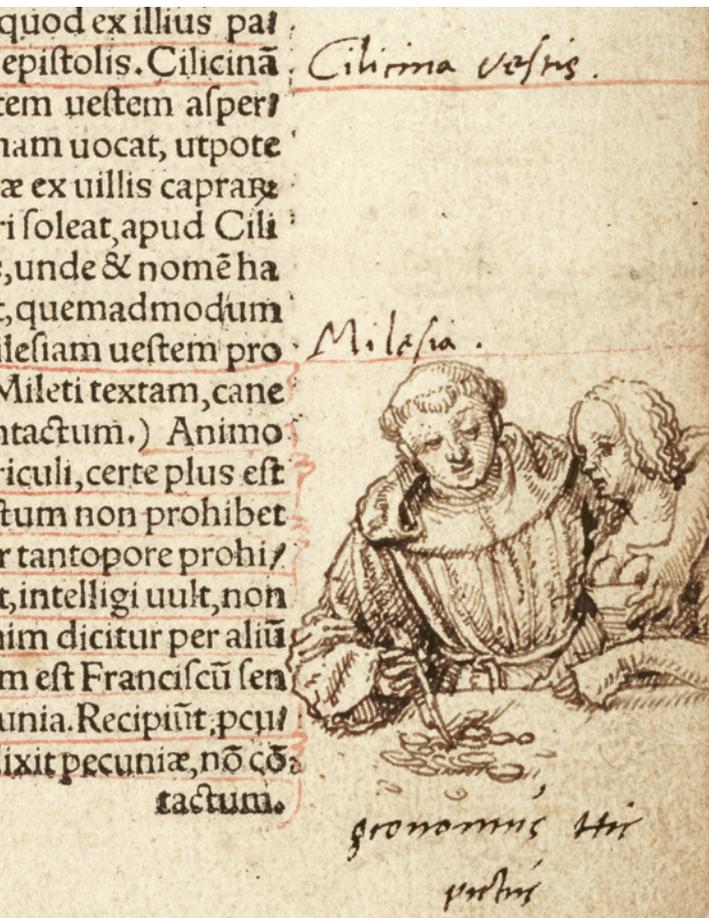
Nach Mulbergs Attacken schlugen sich nur die Basler Franziskaner aktiv auf die Seite der Beginen. Anders als die Dominikaner waren sie nicht nur über die Seelsorge mit den Beginen verbunden, sondern liessen viele ihnen zugedachte Stiftungsgüter von den Beginen verwalten, um den Schein der Besitzlosigkeit zu wahren. Dagegen eröffnete der Basler Bischof ein Inquisitionsverfahren, Gutachten wurden eingeholt, Jahre um Jahre an der Kurie in Rom prozessiert. Aus dieser Zeit stammt die einzige erhaltene Lebensbeschreibung einer Basler Begine. Die einfache, verheiratete Handwerksfrau wurde als begnadetes Beispiel körpergebundener, einverleibter Frömmigkeit gezeichnet, die mit Visionen gesegnet war und lebensbedrohlich erkrankte, als man ihr verbot, mehrmals pro Woche die Hostie zu empfangen. Doch auch diese Propagandaschrift verhinderte nicht, dass 1412 Beginen, die ihren Stand nicht aufgeben wollten, aus der Stadt vertrieben wurden. Die neuere Forschung konnte zeigen, dass die im Vergleich zur weiteren Region einzigartige Härte vor allem damit zu tun hatte, dass nach Machtkämpfen im Rat die siegreiche Partei neuer Ratsherren ein Exempel ihrer Durchsetzungsfähigkeit statuieren wollte. Die Basler Beginenhäuser wurden geschlossen. In den 1470er-Jahren beschwerte sich dann der renommierte Prediger Johannes Heynlin: «Unsere Basler Beginen möchten gerne wissen, wie das Himmelreich inwendig eingerichtet sei, aber hineinzukommen geben sie sich keine Mühe.»³⁵ Anscheinend war es wieder möglich geworden, als Begine in Basel zu leben.

Bettel, Arbeit, Wucher: Theologische Debatten und gesellschaftlicher Umbruch

An Mulbergs Argumenten gegen die Beginen ist bezeichnend, dass sie weniger von Ketzerei als vom Bettel handeln. Der Streit wirft damit ein Schlaglicht auf einen schleichenden Wandel, der die gesamte städtische Gesellschaft betraf. Die Bettelorden hatten viel dazu beigetragen, die traditionell als Zeichen der niederen Stände geltende Handarbeit aufzuwerten und sie als unverzichtbar für den Lebensunterhalt der gesamten Gesellschaft zu würdigen. Aus der schmutzigen Hand-Arbeit wurde die achtenswerte, zu belohnende Mühe. Eine Begleiterscheinung dieser Aufwertung war, dass Bettel zunehmend verdächtig, mit Arbeitsunwillen in Zusammenhang gebracht und obrigkeitlicher Kontrolle unterworfen wurde.³⁶

Johannes Mulberg belies es indessen nicht bei Vorwürfen gegen die unerlaubte Bettelei. Nach der Vertreibung der Beginen nahm er in einer Predigt im gut besuchten Münster den eigenen Stand ins Visier, und zwar die Geschäfte von Geistlichen mit ‹Gelt›. Zwar wurde seit dem 14. Jahrhundert das Wort zuweilen in der heutigen Bedeutung gebraucht, doch Mulberg meinte die damals verbreitete Bedeutung von ‹Gelt› als regelmässig zu zahlende Zinsen, die durch Kauf erworben wurden. Dabei stellte eine Partei einen grösseren Münzbetrag zur Verfügung (Capitale, Hauptgut), den die empfangende Partei im Gegenzug mit wiederkehrenden Zinsen zwischen zehn und fünf Prozent des Hauptguts zu ‹vergeltet› hatte, je nach Absprache in Naturalien oder Münze – ‹Korngelt›, ‹Pfenniggelt› oder oft schlicht ‹Zins› genannt. Die moderne Forschung spricht hier von Rentenkauf und Kredit.

Rentenkäufe spielten in der städtischen Wirtschaft eine herausragende Rolle, auch deshalb, weil die Zinsnahme für gewährte Darlehen als Wucher galt, wenn nicht ganz besondere Umstände vorlagen – was aber nicht den Kauf einer Rente betraf. Zu Mulbergs Zeiten gab es bereits verschiedene Rentenformen, die sich vor allem durch ihre Laufzeit unterschieden: Ewigrenten, Leibgedinge (auf Lebenszeit), aber auch ablösige oder wiederkäufige Renten, die bei Erstattung des gegebenen Kapitals ausliefen. Eben diese letzteren griff Mulberg an, indem er die redliche Absicht zum (dauerhaften) Kauf bezweifelte und diese Renten stattdessen als verzinstes Darlehen und damit als Wucher auffasste. Dabei waren seine Argumente nicht nur das Ergebnis gezielter Studien (einer seiner Mitstreiter hatte die neueste Literatur zum Thema aus Wien ins Basler Predigerkloster mitgebracht), sondern Mulbergs Position zu den Renten hatte auch einen Bezug zum Bettelvorwurf gegen die Beginen. In beiden Fällen ging es um den Stellenwert von Arbeit,



8 Hans Holbein d. J., «Ein Mönch vermeidet es, mit Geld in Berührung zu kommen, fasst aber einer Frau an die Brust», Zeichnung in einem Exemplar des «Lobs der Torheit» von Erasmus von Rotterdam, 1515. — Im 15. Jahrhundert wurden die Bettelbrüder beliebte Zielscheibe der um sich greifenden Kritik am Klerus. 1515 legte der Basler Drucker Johannes Froben «Das Lob der Torheit» des Erasmus von Rotterdam neu auf, der eben nach Basel gezogen war. Ein Exemplar dieses Drucks versah der Maler Hans Holbein der Jüngere auf den Seitenrändern mit kommentierenden Zeichnungen. Erasmus verspottete in seiner Moralsatire auch unwürdige geistliche Kollegen. In der abgebildeten Szene hält ein Bettelordensbruder mit der rechten Hand einen Stecken, um sich vom direkten Kontakt mit der Münze zu schützen. Der zur Schau gestellte Moralismus wird von der linken Hand des Geistlichen ad absurdum geführt. Als Kommentar zu den Basler Bettelordenskonventen lässt sich die Zeichnung jedoch nicht heranziehen. Erasmus hatte sein Werk 1509 in England verfasst.

denn die Rentengeschäfte (und Bettel) verschafften einer beteiligten Partei ein arbeitsloses Einkommen.

Bei seinen geistlichen Kollegen löste Mulbergs Predigt einen Schrei der Empörung aus. Kein Wunder: Geschäfte mit wiederkäufigen Renten waren für die Basler Stifts- und Klostergeistlichkeit gang und gäbe. Mulberg stand bald auf verlorenem Posten. Als Ketzer und Schismatiker verurteilt, musste der Vorkämpfer für die Reinheit des Klerus die Stadt verlassen. Später wurden seine Erörterungen allerdings von den Kartäusern aufgegriffen und gingen in die Formulare bei Rentengeschäften ein, um jeden Wuchervorwurf auszuschliessen.³⁷ Wirtschaftliche Praktiken, theologische Studien, christliche Moral und die Entwicklung von Rechtsinstrumenten waren also untrennbar verbunden und wurden immer wieder diskutiert, wenn auch nicht immer mit demselben Aufsehen wie im Fall Mulbergs.

Kirchenreform zwischen Disputation und Machtfrage

Dass der eigene Orden einer Reform bedurfte, sah nicht nur Johannes Mulberg so. Sinkende Zuwendungen in den Jahrzehnten vor 1400 belegen, dass auch für die Basler Bevölkerung die Bettelorden an Strahlkraft verloren hatten.³⁸ Einer der Gründe dafür war ausgerechnet der vorangegangene Erfolg der Brüder, denn was sie mit Predigt und Seelsorge spirituell für die Menschen in der Stadt geleistet hatten, war über fromme Stiftungen materiell in die Konvente zurückgekehrt. Mit der Folge, dass das strenge Armutsideal aufgegeben wurde.

Wenn Mulberg auch gescheitert war, so war der Ruf nach Reform bald in vieler Munde. Die Forderung betraf nicht nur die Bettelorden, sondern den Zustand der gesamten Kirche. Viele Weltgeistliche – Kleriker ausserhalb der Klöster – hatten mehrere Ämter und die damit verbundenen Ausstattungen (Pfründen) inne. Ihre Pflichten liessen sie von oft schlecht bezahlten Stellvertretern erfüllen. Besonders unbeliebt waren Kleriker, die an der päpstlichen Kurie ohne Mitwirkung der lokalen Kirchen Anwartschaften auf unbesetzte Pfründen erwarben. Man konnte dies als Ämterkauf auffassen, den die Kurie intensiv bewirtschaftete. 1389 löste ein solcher Fall jahrelange Konflikte zwischen der Verwaltung in Rom und dem Basler Domkapitel aus, in deren Verlauf die Domherren mehrfach mit Interdikt und Exkommunikation belegt wurden, sich aber nicht daran hielten. Die Bevölkerung hatte für solche Querelen bald kein Verständnis mehr.³⁹

Deutlichstes Zeichen der kirchlichen Krise blieb das päpstliche Schisma. Das zur Lösung dieses Problems und zur Reform der Kirche einberufene Konstanzer Konzil (1414–1418) wählte 1417 einen Papst, der sich in den folgenden Jahren tatsächlich als einzig legitimer durchsetzen konnte. Zum Ort des nächsten Konzils wurde 1425 Basel bestimmt. Schon diese Ankündigung stärkte die auf Reform drängenden Kräfte in der Stadt.⁴⁰ Der Rat, der schon die Reform des Steinenklosters mitgestaltet hatte, drängte nun auch das Predigerkloster zu diesem Schritt. 1439 verordnete das Konzil dem Basler Franziskanerkonvent die Reform. Als die Brüder sich acht Jahre später schliesslich dazu durchrangen, schlossen sich ihre geistlichen Schwestern im Kloster Gnadental an. Die Einführung der Observanz bedeutete für alle Klosterinsassen wieder den Verzicht auf persönlichen Besitz, für die Frauen auch die erneute Einhaltung strenger Klausur. Dafür fanden sich nach der Reform wieder mehr Wohltäter:innen für die Konvente.⁴¹ Doch auch Klöster und Kirchen, die auf ihrer bisherigen Lebensweise bestanden, hatten Unterstützung. Der Streit um Reform wogte jahrzehntelang hin und her. Erst nach mehreren Anläufen wurde 1464 das Chorherrenstift St. Leonhard mit einem Reformkon-

vent aus der Fremde besetzt, während die geistlichen Frauen in den Kleinbasler Klöstern Klingental und St. Clara alle Reformversuche abwehrten, indem sie erfolgreich ihre verwandtschaftlichen Beziehungen zu einzelnen Ratsherren und Adelsgeschlechtern aus Stadt und Umland aktivierten.⁴²

Die Basler Vorgänge zeigen, dass vom Konzil erlassene Beschlüsse nicht immer durchzusetzen waren. Der Papst stand der Versammlung ohnehin misstrauisch gegenüber und rief sie 1437 nach Ferrara, was die Basler Teilnehmer mehrheitlich ablehnten. Wieder war die Kirche gespalten. Nachdem die Reichsfürsten sich für den römischen Papst erklärt hatten, übersiedelten die letzten Konzilsteilnehmer 1448 nach Lausanne, wo sich die Versammlung schnell auflöste. Die erhoffte Reform der römischen Kurie war in Ansätzen steckengeblieben, die Dynamik der Konzilien gebrochen. Das Jahrhundert vor der Reformation blieb in Hinblick auf den Glauben und die Kirche geprägt von Gegensätzen, von intensiver Frömmigkeit in verschiedenen Formen und immer stärker werdender Kritik am Papsttum, den Bettelorden oder schlicht an allen ‹Pfaffen›.

Reformkämpfe und das Spiel der Narrative ums Kloster Klingental

Als sich 1429 unter den Basler Dominikanern die Reformpartei durchsetzte, wussten ihre geistlichen Schwestern jenseits des Rheins, was die Stunde geschlagen hatte. Um selbst der Reform zu entgehen, löste sich der Kleinbasler Frauenkonvent Klingental 1431 vom dominikanischen Orden. Obwohl es phasenweise interne Konflikte um die Disziplin, um Kontakte nach aussen oder die Einführung des Orgelspiels gab, agierten die Frauen mehrheitlich geschlossen gegen grundsätzliche Eingriffe in ihre Lebensweise. Sie behielten persönliche Einkünfte, besuchten weiter Verwandte in Stadt oder Umland und badeten weiter im Rhein.⁴³

Den grössten Angriff gegen die Frauen startete 1480 eine Allianz aus Dominikanern, Basler Ratsherren und sicher auch anders motivierten Gegnern, namentlich einigen Herren und Damen von Eptingen, die sich wohl den früheren Einfluss in Klingental zurückwünschten.

Die Klingentalerinnen wurden gezwungen, das Kloster zu verlassen, verschafften sich aber bald mächtige Unterstützer und machten ihren Fall zum überregional verhandelten Politikum. 1482 durften sie zurückkehren. Die Basler Dominikaner mussten Schadensersatz leisten, während der Rat Unterstützung für die Reform wohlweislich nur unter Haftungsausschluss zugesagt hatte.⁴⁴

«Zu beachten ist die Unbefangenheit dieser Damen allen Vorschriften und dem ganzen Kongreß hoher und höchster Autoritäten gegenüber», formulierte Rudolf Wackernagel 1907.⁴⁵ Dem Verwaltungsexperten, Archivar und Historiker waren die aufsässigen Klingentalerinnen suspekt. Es sollte bis 2018 dauern, dass eine historische Arbeit ihnen nicht Disziplinlosigkeit unterstellte, sondern eben eigene Disziplin.⁴⁶

Das Basler Konzil

«Zum Lob des allmächtigen Gottes [...],
zur Ausrottung der Ketzereien und Irrlehren,
zur Reform der Sitten an Haupt und Gliedern
der Kirche [... sowie] zur Befriedung
der Könige, der Reiche und anderen
Christgläubigen untereinander [...]»

Zweite Sitzung des Basler Konzils, 15. Februar 1432

Dieses Zitat spiegelt die hohen Ziele, die sich das Basler Konzil selbst gegeben hatte. Hierfür bezog es sich explizit auf die Dekrete von Konstanz, die regelmässige Konzilien vorsahen, sowie deren Vorrang gegenüber dem Papsttum. Damit stand das Basler Konzil in der Tradition kirchlicher Reformbewegungen und -diskurse des Spätmittelalters, die im Begriff des «Konziliarismus» zusammengefasst werden. Dieser ist als Reaktion auf die Kritik an der Kirche und ihren Angehörigen ebenso wie auf den Wunsch nach der Wiederherstellung (*re-formatio*) moralisch besserer Zustände zu verstehen. Mag über den Reformbedarf auch breiter Konsens bestanden haben – der Teufel steckte im Detail und in den Konflikten zu deren Aushandlung.

Es wurden theologische Fragen sowie die Organisation der Kirche diskutiert, moralische Standards für den Klerus formuliert und die politischen Interessen geistlicher und weltlicher Fürsten verhandelt. Obwohl Papst Eugen IV. dem Konzil fernblieb, war die Position des Papsttums in allen Fragen durch Gesandte wie Giovanni Berardi, den Bischof von Tarent, vertreten. Die Frage nach dem kirchenrechtlichen Verhältnis von Papst und Konzil («Superioritätsfrage») konnte jedoch auch in Basel nicht geklärt werden.

Beim Basler Konzil traten Vertreter der lateinischen und auch der griechischen Christenheit zusammen, womit viel Unbekanntes in die Stadt gelangte – fremdländische Münzen, auswärtige Sprachen und Gewohnheiten, Menschen von nah und fern sowie neues Wissen, das sie in ihren Köpfen und in Büchern mit sich trugen. So fanden griechische und arabische Manuskripte als Schenkungen Eingang etwa in die Bibliothek des Kartäuserklosters, die sich bis heute erhalten haben. Es war für die Stadt ein Novum, dass in ihren Mauern nun Unterricht in Griechisch erteilt, die Union von West- und Ostkirche betrieben und hierfür Delegationen vom Rhein an den Bosphorus gesandt wurden. Als ebenfalls neu dürfen die Lektüre des Koran und die am Konzil geführten theologischen Diskussionen über den Islam gelten, auch wenn diese primär im traditionellen Kontext der Bedrohung für die *christianitas* erfolgten.

Es zeichnet das Konzil aber auch aus, dass kaum eine Frage einvernehmlich verhandelt wurde. Religion und Kirche, Moral und Politik waren längst zu einer kaum mehr scheidbaren Gemengelage von Interessen und ihren Trägern geworden, sodass die Bilanz der konkret erzielten Ergebnisse mager ausfällt. In gewisser Hinsicht stellte es gar einen Rückschritt dar. Mit der Eröffnung eines neuen Konzils in Ferrara durch den Papst spaltete sich 1437 das Konzil. In Basel verblieb ein «Schrumpfkonzil», das zwei Jahre darauf Eugen IV. absetzte und nach kurzem Konklave den Herzog von Savoyen, Amadeus VIII., als Felix V. zum letzten Gegenpapst der Geschichte wählte.



9 Bleibulle des Basler Konzils,
1432–1448, Vorder- und Rückseite.

Das Siegel, mit dem das Basler Konzil seine Beschlüsse beglaubigte, zeigt den Rechtsanspruch, den die Versammlung gegenüber den weltlichen Mächten, aber auch gegenüber dem Papst erhob. Die Inschrift auf der Vorderseite (+ SACRO / SCA: GENE / RALIS : SINO / DVS : BASI / LIENSIS + Das heilige allgemeine Konzil zu Basel) betont vor allem die Heiligkeit der Synode. Das Siegelbild auf der Rückseite hingegen stellt die Versammlung kirchlicher Prälaten dar, denen Christus als Weltherrscher den Segen gibt und in der die göttliche Macht im Symbol der Taube als Heiliger

Geist dauerhaft anwesend ist. Unter den Kirchenfürsten ist dort auch der Papst zu sehen, erkennbar an seiner dreigeschossigen Tiara. Er wird als regulärer Teilnehmer der Versammlung gezeigt, der er hierarchisch in keiner Weise vorgesetzt ist. Damit setzt die Bulle den ekklesiologischen Anspruch des Konzils gegen den päpstlichen Vorrang vor der Synode unmissverständlich ins Bild. **Lucas Burkart**

Wissensorte, Netzwerke und Kompetenzen

Alt und neu: Polariserte Gelehrsamkeit

Im Jahr 1516 erschien in Basel ein Werk, das Epoche machen sollte: Erasmus von Rotterdam hatte eine Ausgabe des Neuen Testaments erstellt, die nicht die kanonisierte lateinische Fassung enthielt, sondern eine neue lateinische Übersetzung auf der Grundlage älterer, griechischer Überlieferung. Der Wortlaut der Evangelien als Gegenstand wissenschaftlicher Kritik – das war ein Paukenschlag humanistischen Drangs *ad fontes* – zu den Quellen. Diese Quellen, also griechische Vorlagen, hatten Erasmus nach Basel gelockt. Die meisten davon gehörten zur Bibliothek des Predigerklosters.

In den Basler Klöstern standen bis ins 16. Jahrhundert die umfangreichsten Bibliotheken der Stadt. Für die erhalten gebliebenen Bestände der Dominikaner und Kartäuser lässt sich zeigen, dass sie in der Konzilszeit, als Basel ein kommunikatives, intellektuelles und künstlerisches Zentrum Europas war, geradezu sprunghaft bereichert wurden.⁴⁷ Aus Konstantinopel waren damals jene griechischen Handschriften nach Basel gelangt, die Erasmus später benutzen konnte, weil sie in der Bibliothek des Predigerklosters aufbewahrt wurden.⁴⁸ Das Konzil hinterliess ein weiteres Erbe: die Erfahrung der vom Konzil betriebenen Universität, an der auch einige Basler studiert hatten, die im Rat sassen und die Gründung einer eigenen städtischen Universität anvisierten. Ihnen gelang ein Husarenstück, als sie sich mit der Bitte um ein Gründungsprivileg an Papst Pius II. wandten. Unter seinem Geburtsnamen Enea Silvio Piccolomini hatte der Papst einst am Basler Konzil teilgenommen und dort Karriere gemacht. Er blieb der Stadt gewogen, in der er wichtige Jugendjahre verbracht hatte, und erteilte das Gründungsprivileg. 1460 öffnete die Basler Universität ihre Türen. Die hochfliegenden Hoffnungen der Gründungsphase wichen jedoch bald der Ernüchterung. Nach einem kurzen Gründungsboom pendelte sich die Zahl der jährlichen Neueinschreibungen bei knapp hundert Studenten ein.⁴⁹

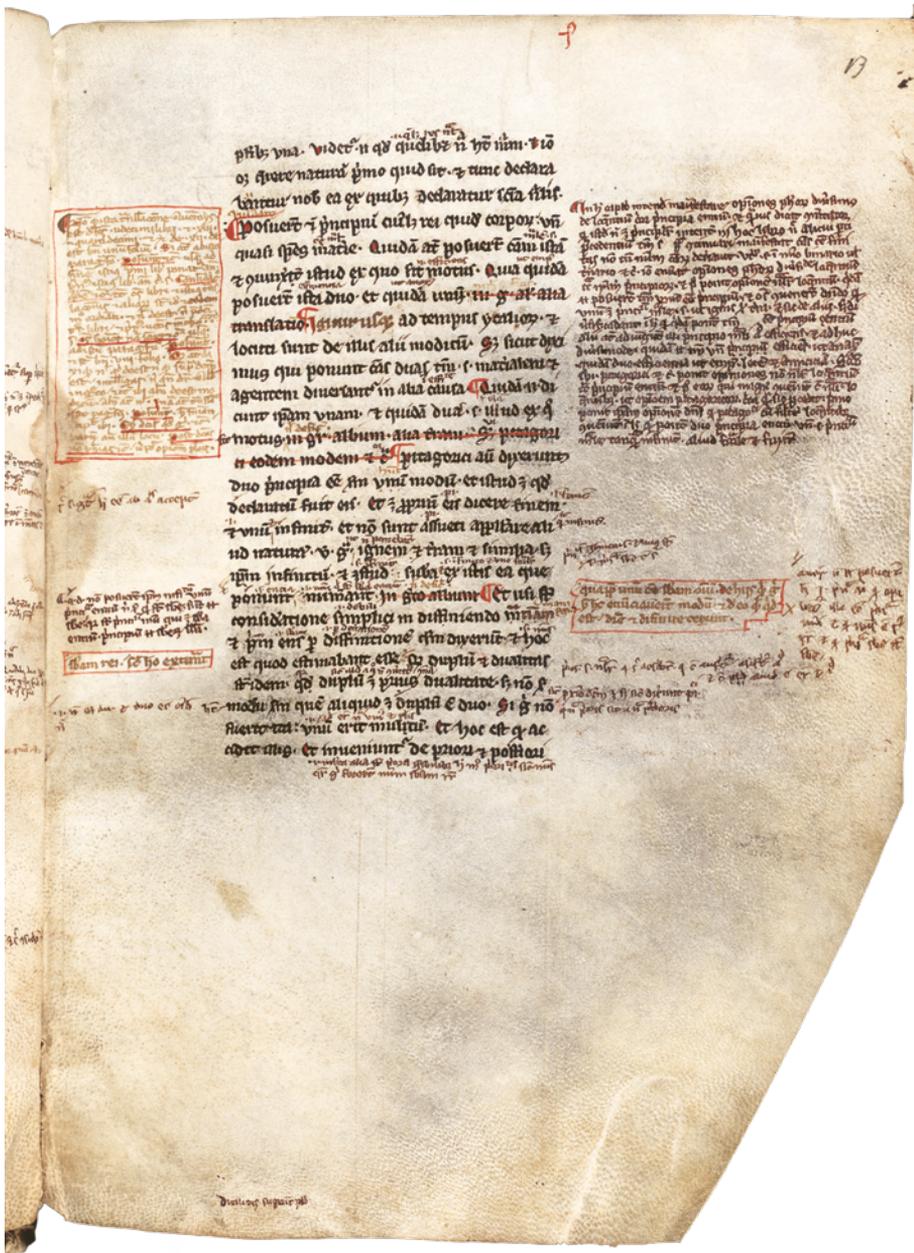
Bevölkert wurde die Universität mehrheitlich von Geistlichen. An der Lehre beteiligten sich neben aus der Ferne berufenen und aus der Stadtkasse besoldeten Professoren auch der Basler Predigerkonvent, Domherren und andere Geistliche, denen eine kirchliche Pfründe die materielle Grundlage dafür verschaffte. Aber auch Laien durften studieren und unterrichten. Zu ihnen gehörte der Strassburger Ratsherrensohn Sebastian Brant, der ab 1475 in Basel studierte und zehn Jahre

10 Albrecht Dürer, Porträt des Erasmus von Rotterdam, 1526. — «Das Bildnis des Erasmus von Rotterdam, gezeichnet von Albrecht Dürer» verkündet die auf antike Vorbilder verweisende Inschrifttafel auf Latein – und fügt auf Griechisch hinzu: «Das bessere [Bild] werden seine Schriften zeigen». Zu den Schriften gehören nicht nur die in den Vordergrund gerückten Bücher. Neben dem Schreibpult, erkennbar an der typischen Faltung, liegt ein Brief, und einen ebensolchen adressiert Erasmus gerade. So zeigt Dürers Kupferstich auch, wie Erasmus an seinem Bild schreibt. Das Porträt, hier sogar ein reproduzierbares, war in den zurückliegenden Jahrzehnten Teil der gelehrten Selbstdarstellung geworden, die eben doch keine rein schriftliche Angelegenheit war (Beyer 2011).



später eine Baslerin heiratete. 1489 schaffte er als promovierter Jurist den Sprung ins Professorenkollegium. Ausser Vorlesungen in den Rechten hielt er auch solche in Poesie. Daneben war Brant als Anwalt, Autor und Übersetzer aktiv. Er publizierte auch auf Deutsch, verfasste eine Marienklage ebenso wie Flugblätter zur Türkengefahr. Besonders populär wurde er mit seinem «Narrenschiff», einer Moral-satire, die spitze Verse mit Holzschnitten kombinierte. Gerade über die Abbildungen wollte er auch Laien erreichen, die nicht lesen konnten, während er mit Anspielungen auf antike Helden zugleich ein gebildetes Publikum ansprach.⁵⁰

Sebastian Brant trat mit seinem vielfältigen Werk in unterschiedlichen Wissensarenen an, hatte Kontakte zu zahlreichen oberrheinischen Gelehrten, war an der Universität zu Hause und experimentierte gemeinsam mit Künstlern und Druckern mit neuen Möglichkeiten der Illustration.⁵¹ Ihm gelang als Person zu



11 Passage aus Aristoteles' *Metaphysik* in einem Sammelband des 13. Jahrhunderts. — Je nachdem, auf welche Ebene man fokussiert, wird eher Kontinuität oder Wandel im Studium der Gelehrten sichtbar. Die heute selbstverständlich gewordenen Möglichkeiten des Seitenlayouts wurden seit dem 11. Jahrhundert

allmählich zum Standard und an Orten wie dem Basler Predigerkloster gepflegt und verfeinert – hier sichtbar an einer lateinischen Übersetzung der *Metaphysik* des Aristoteles aus dem 13. Jahrhundert, die Freiraum für typische Bearbeitungstechniken liess. Über den Textzeilen platziert sind ganz

konkrete Hinweise zur Bedeutung einzelner Wörter. Rot umrandet warnt links oben eine Bemerkung, dass der Wortlaut der Hauptspalte keine korrekte Übersetzung des griechischen Textes sei. Rechts weist ein Kommentar von anderer Hand auf Schwierigkeiten der Interpretation hin.

verbinden, was institutionell aufgeteilt und teils polarisiert war. Denn die Universität war alles andere als ein humanistischer Ort. Hier dominierten scholastische Methoden, die zwar strenger Logik verpflichtet waren, aber sich aus Sicht ihrer Kritiker oft in Spitzfindigkeiten und Nebensächlichem verloren.⁵² Das Potenzial auszuschöpfen, das aus der gegenseitigen Befruchtung von Buchdruck, Humanismus und Universität erwachsen konnte, gelang auf der Ebene des Lehrplans erst nach der Reformation. Trotzdem bot die Universität Nischen für humanistisch interessierte Gelehrte und Studenten. Schon der «Wanderhumanist» Peter Luder, der Rhetorik und Posie unterrichtete, hatte in den 1460er-Jahren einen beträchtlichen studentischen Anhang gefunden. Hier konnte Brant anknüpfen.⁵³

Informelle Netzwerke: Reformen, Humanisten und Drucker

Im Jahr 1487 musste Sebastian Brant einen hochgeschätzten Lehrer und Freund in Schutz nehmen, Johannes Heynlin, der sich damals in die Basler Kartause zurückzog. Geboren um 1430 im badischen Stein, hatte Heynlin in Erfurt und Leipzig, in Löwen und Paris studiert. Die Pariser Studien unterbrach er 1464, um sich an der eben gegründeten Basler Universität für ein Lehrkonzept einzusetzen, das neben der formal-logischen Ausbildung die zentralen theologischen Fragen nicht vergass.⁵⁴ Bevor er nach Paris zurückkehrte, machte sich Heynlin mit einer brandneuen Technik bekannt, dem Druck mit beweglichen Lettern. Umgehend eröffnete er die erste Druckerei in Paris und gab zum Auftakt ein dezidiert humanistisches Werk heraus, das im Rückgriff auf Cicero die Briefkunst stilistisch neu beleben wollte: die «Epistolae» des Gasparino Barizza. Auch den Nachdruck dieser Ausgabe, der 1472 postwendend in Basel erschien, dürfte Heynlin vermittelt haben.⁵⁵ Zwei Jahre später kehrte der Gelehrte der Universität den Rücken und wandte sich der Predigt als neuer Aufgabe zu, viele Jahre auch in Basel selbst, wo er zuerst bei St. Leonhard und schliesslich am Münster entsprechende Anstellungen erhielt. Der hochgelehrte Theologe entwarf nun deutsche Merksprüche, etwa für die zehn Gebote, damit wirklich alle sie sich einprägen konnten. Als weithin beehrter Prediger nahm er alle Laster seiner städtischen Umwelt ins Visier: Wucher und Habgier, Spiel und Trunk, luxuriöse Kleider und sexuelle Freizügigkeit. Seine geistlichen Kollegen und den Basler Rat rief er auf, den einfachen Leuten mit untadeliger Lebensführung voranzugehen und Vergehen stärker zu strafen. Doch Heynlins hohe Erwartungen konnten nur enttäuscht werden – und so zog sich der Moralist in die Kartause zurück. Selbst Freunde kritisierten diesen Schritt; in der Welt, meinten sie, hätte Heynlin wesentlich mehr bewirken können.



12 Kanzel des Basler Münsters (Detail), 1484–1486. — 1438 bestimmte das Basler Konzil, jede Bischofskirche solle eine Predigerstelle einrichten. In Basel geschah das 1455/56. Als 1484 Johann Heynlin diese Stelle antrat, wurde für ihn eine steinerne Kanzel geschaf-

fen. Das Detail zeigt, wie der Tod den Prediger mahnt, selbst er könne dem Jüngsten Gericht nicht entgehen. In persönlichen Notizen hielt Heynlin fest, für welche Worte das Spruchband des Todes steht: «Auch Du musst hervür» (KDS BS, Bd. 10, S. 298).

Der Rückzug ins Kloster bedeutete indes nicht den Abbruch aller Kontakte und des Tätigseins. Die Kartause war längst ein vielbesuchter Ort geworden. Seit der Gründung im Jahr 1401 und besonders zu Konzilszeiten hatten die Brüder wegen ihrer strengen Askese viele Wohltaten empfangen. Inzwischen gingen in ihrer umfangreichen Bibliothek Professoren und Drucker ein und aus. Heynlin, der in der Zelle seine umfangreiche Privatbibliothek aufstellen durfte, wirkte von hier aus weiter mit Druckern zusammen, als Autor und Herausgeber, als Berater und Korrektor. Ein Schüler Heynlins aus Pariser Tagen, Johannes Amerbach, hatte sich in der 1470er-Jahren als Drucker in Basel niedergelassen. Ein Grossprojekt, an dem Heynlin ebenso mitwirkte wie später Erasmus von Rotterdam, war der Druck der Schriften der Kirchenväter.⁵⁶ Auch das war Rückbesinnung auf die Antike – und zugleich Dienst am christlichen Glauben. Letzteres Ziel verfolgten auch ganz anders gelagerte Schriften, die Amerbach in Zusammenarbeit mit den Basler Kartäusern herausbrachte, nämlich eigens ins Deutsche übersetzte Andachtsliteratur, bestimmt für «menschen die das latin nit verstanden noch lesen koennen».⁵⁷

Gerade in der Oberrheinregion verband sich das Interesse an der Antike und an den alten Sprachen stark mit Anliegen der Kirchenreform und mit Konzepten moralisch reflektierter Frömmigkeit. So wundert es auch nicht, dass die Kreise, in denen sich gelehrte Drucker wie Amerbach bewegten, Personen umfassten, die – zeitweilig oder dauerhaft – an so verschiedenen Institutionen verankert

waren wie Klöstern, kirchlichen oder städtischen Lateinschulen, Universitäten und Ratskanzleien. Amerbachs Basler Offizin wurde zu einem Vernetzungsort par excellence, und das nicht nur in Basel selbst, wo Amerbach stadtbekannt war. Aus den Jahren 1480 bis 1513 sind über vierhundert Briefe erhalten, die aus Freiburg und Schlettstadt, Strassburg und Heidelberg, Paris und London in seiner Offizin eintrafen. Unter den Absendern finden sich grosse Namen des Humanismus wie Johannes Reuchlin oder Jakob Wimpfeling, die bei der Erstellung von Vorlagen für den Druck mithalfen, aber auch weniger bekannte Gelehrte, welche auf die Vermittlung von Aufträgen hofften, und immer wieder auswärtige Drucker und Buchhändler, mit denen Amerbach zusammenarbeitete.⁵⁸

Die hohe Mobilität der Drucker und Gelehrten und ihre intensive Briefkultur erzeugten ebenso wie die gedruckten Bücher selbst ein so ausgeprägtes Beziehungsgeflecht, dass von einer «geistigen Region Oberrhein» gesprochen wird.⁵⁹ Dieser urbane Ballungsraum stellte mit einer Vielzahl an kirchlichen Institutionen die Grundlagen der traditionellen Buchkultur und die Vorlagen für den Druck bereit und bot zugleich vielfältige Unterhaltungsmöglichkeiten, die es sonst nur an höfischen Zentren gab.

Laien als Adressaten und Agenten der Schrift

Der Buchdruck, der sich seit den späten 1460er-Jahren in Basel mit grosser Dynamik etablierte, war noch stark auf alte Wissensstrukturen angewiesen. Sowohl der Zugang zu den benötigten Vorlagen und deren Aufbereitung als auch Finanzierung und Vertrieb setzten persönliche Beziehungen voraus. Von einem anonymen Buchmarkt konnte keine Rede sein. Bei den gedruckten Werken dominierte traditionelle Literatur.⁶⁰ Immerhin sprach die Reproduktionstechnik mit einigen volkssprachlichen Druckwerken auch ein schriftkundiges Laienpublikum an – was nicht neu war. Der Gebrauch der deutschen Sprache hatte sich schon in der Seelsorge der Bettelorden für Frauenklöster und Beginen Bahn gebrochen, sodass die geistlichen Frauen zu Vorreiterinnen des deutschsprachigen Schriftgebrauchs wurden.⁶¹

Damit war zugleich die Brücke zu den lesekundigen Laien geschlagen. Schriftliches Wissen zirkulierte deshalb nicht nur in Ordensnetzwerken, sondern ebenso in städtischen Zirkeln und entlang von Handelsrouten. Kaufleute, die für ihre Geschäfte stets auf die neuesten Informationen angewiesen waren, wurden zu Innovatoren im Bereich von Rechnungslegung und Geschäftsvertrag. Gerichtsbücher und Ratsprotokolle, Zunftordnungen und Testamente belegen den zunehmenden Schriftgebrauch in verschiedenen Zusammenhängen. In der besseren Gesellschaft

Wer Jemandt hie Der gern welt lernen Dütlich schriben vnd läsen
 vß dem aller kürztsten grundt Den Jeman erdencken kan Do durch
 ein jeder der vor nit ein büchstaben kan Der mag kürzlich vnd bald
 begriffen ein grundt do durch er mag von jm selbs lernen sin schuld
 vff schribē vnd läsen vnd wer es nit gelernen kan so ungeschickt
 were Den will ich vñ nit vnd vergeben gert haben vnd ganz nit
 von jm zū lon nemen er sig wer er well burger oder hantwercks ge-
 sellen frouwen vnd junkfrouwen wer sin bedarff der kün̄ har in der
 wirt driwlich gert vñ ein zimlichen lon. Aber die jungē knabē
 vnd meitliu noch den frouwalten wie gewonheit ist .1516.



13 Ambrosius Holbein, Aushängeschild eines Schulmeisters (Kinderseite), 1516. — Die hier abgebildete Seite des sich selbst auf 1516 datierenden Schulmeisterschildes wird Ambrosius (und Hans?) Holbein zugeschrieben. Die Brüder malten das Schild wahrscheinlich für den befreundeten Humanisten Oswald Myconius,

der damals die Lateinschule von St. Theodor leitete, dort jedoch keineswegs Anfängerunterricht gab. Aus diesem Grund zeigt die Tafel kaum den Alltag von Myconius, sondern – als Genrebild und mit der schriftlichen Einladung an alle und jeden, das Lesen und Schreiben zu erlernen – ein humanistisches Bildungsideal.

stadtadliger und anderer Ratsherrenkreise, zu denen vor allem wohlhabende Kaufleute, aber auch erfolgreiche Handwerker gehörten, war Lesen und Schreiben zur Selbstverständlichkeit geworden, auch für die Frauen in solchen Haushalten.⁶²

Ein herausragendes künstlerisches Zeugnis dieser Situation ist ein Aushängeschild für einen Schulmeister von 1516.⁶³ Das beigegebene Schriftfeld liess den Schulmeister verkünden, allen das Lesen und Schreiben des Deutschen beizubringen, die es lernen wollten: Bürgern und Handwerksgesellen, Frauen, Knaben und Mädchen. Die Schulmeistertafel und Heynlin's Predigten, Brants ›Narrenschiff‹ und die deutsche Andachtsliteratur, die Johannes Amerbach druckte, gehörten zu einem pädagogisch-christlichen Reformprogramm, das Bildung als Basis für die moralische Besserung der christlichen Gesellschaft ansah.

Beschleunigungen, Brüche und Beharrung: die Reformation

So traditionell die meisten Verlagsprogramme sich ausnahmen, so stark veränderte der Buchdruck mit der Reproduzierbarkeit schriftlicher Äusserungen die europäische Schriftkultur, bis dahin geprägt durch ein Überlieferungsgeflecht aus Abschriften, Auszügen, Adaptionen und Kombinationen. Nun konnte ein autorisierter Text unabhängig vom einzelnen Schriftstück in Hunderten oder Tausenden verschiedenen Exemplaren zirkulieren. Die Erfindung verhalf dem Konzept von Autorschaft zum Durchbruch, befeuerte den humanistischen Wunsch nach dem ursprünglichen, wahren, unverdorbenen Text und beschleunigte den Wissenstransfer.

Ein Paradefall war Erasmus' griechisch-lateinische Ausgabe des Neuen Testaments, die er 1516 bei Johannes Froben drucken liess, dem Nachfolger von Johannes Amerbach. Sie verbreitete sich mit bislang ungekannter Geschwindigkeit in ganz Europa. Erasmus gab ihr den programmatischen Titel ‹Novum Instrumentum› und verwies damit provokant auf seine neue Methode der historisch-philologischen Textkritik. Sie sollte den besten, nicht den kanonischen Text wiedergeben. Und er präsentierte seine Ausgabe als ‹Instrument›, um sich dem ‹Testament› zu nähern. Nicht überraschend entfachte das Werk sofort eine Debatte. Musste es nicht die Autorität der Theologen, ja der gesamten Geistlichkeit untergraben, wenn die bislang sorgsam tradierte, geläufige lateinische Fassung (Vulgata) als die schlechtere Überlieferung dastand?⁶⁴ Doch Erasmus bestand auf der Überlegenheit des griechischen Textes und liess der ersten Auflage weitere folgen, die durch Entgegnungen auf kritische Einwände und ausführliche Kommentare bereichert wurden. Ihre Käufer fanden sie nicht zuletzt bei den radikalen Reformern, den Reformatoren.

Basel wurde schon ab 1518, als hier Luthers 95 Thesen nachgedruckt wurden, zu einem Zentrum des Drucks reformatorischer Schriften. Aber wiederum erzeugte erst die Kombination aus neuen und alten Kommunikationsmedien die Dynamik und Offenheit der Reformationszeit, was neben Gelehrtennetzwerken auch einfache Leute einbezog – wobei die schreib- und lesefähige Bevölkerung noch immer eine sehr kleine Minderheit war. Weit grössere Kreise erreichten die Leutpriester, jene Kleriker, die an den Pfarrkirchen für die Predigt vor den ‹Leuten› zuständig waren. Auch demonstrative Aktionen gehörten zu den bewährten Medien der Reformatoren, so etwa der Bruch der Fastengebote: Auf Zwinglis Zürcher Wurstessen zur Fastenzeit 1522 antworteten gleichgesonnene Basler mit einem Basler Spanferkel-Menü, und beides wurde in Spinnstuben und Wirtshäusern erzählt und kommentiert.⁶⁵

Die «edlen Wilden» zwischen Neuer und Alter Welt

Im Jahr 1493 erschien in Basel eine Schrift, die Weltgeschichte schreiben sollte. Darin schilderte ihr Verfasser, Christoph Kolumbus, wie er in Cádiz ins Meer gestochen und nach gut einmonatiger Reise über die offene See im «Indischen Meer» auf Inseln gestossen war. Der Bericht wurde unmittelbar nach Kolumbus' Rückkehr auf Spanisch gedruckt, sofort ins Lateinische übersetzt und in Rom verlegt; davon gelangte ein Exemplar auch nach Basel. Hier druckte Michael Furter den Text nach und stattete ihn neu mit acht Holzschnitten aus. Einer davon zeigt die Begegnung zwischen Kolumbus und den Einwohnern der Amerikas im Gewand der Willkommensgabe: Die am Ufer landenden Europäer bringen Geschenke und den richtigen Glauben mit. Furters Druck sollte gerade durch seine Bebilderung noch lange nachwirken. Zahlreiche Motive schrieben sich in der Ethnografie und Anthropologie der Renaissance fort und wurden zu festen Bestandteilen des europäischen Kolonialismus und des christlichen Imperialismus in der Neuen Welt.

In Wahrnehmung und Schilderung der Amerikas verband der Bericht mittelalterliche Vorstellungen von den «Rändern der Welt» mit zeitgenössischen Sichtweisen und Annahmen über deren «Entdeckung». Im Gegenzug machte die Seereise nach Westen in Europa auch ein neues Bewusstsein für diese Welterweiterung und deren Ordnung erforderlich. Die Begegnung war also in beide Richtungen wirksam, wobei sie sich zunehmend zu einem Laboratorium für hegemoniale Asymmetrien entwickeln sollte. Kolumbus schrieb von reichhaltigen Gold- und Gewürzvorkommen und davon, dass die Inseln

zwar nicht von *monstra*, aber doch von «edlen Wilden» bewohnt seien, die sich weder der Herrschaft des spanischen Königs noch der Christianisierung widersetzen. Beides entbehrte der Realität und bediente primär europäische Vorurteile und Erwartungen. In dieser Haltung schilderte der genuesische Admiral auch die Erkundung Kubas. Er liess nach Städten oder Königen suchen, konnte aber nur «kleine Stämme und Siedlungen ohne staatliche Verwaltung» finden. Damit war die Insel nach seinem Dafürhalten ein herrschaftsfreier Raum, den er «im Namen des Königs, nach feierlicher Verlautbarung und dem Hissen der Fahnen» rechtmässig in Besitz nehmen konnte.

Analog sind diese Ereignisse auch in dem in Furters Druckwerkstatt erdachten Holzschnitt dargestellt. So zeigen sich die Erwartungen der europäischen Amerikafahrer – Landnahme, Missionierung und (asymmetrischer) Tausch – in der Geste der friedfertigen Willkommensgabe weitgehend verschleiert. Zugleich entstand in der Figur des «edlen Wilden» eine wirkmächtige Chiffre für die Beschreibung des Gegenübers, die der Deutungshoheit des kolonialen Blicks entsprang und durch ihre europaweite Verbreitung eine doppelte Realität schuf. Einerseits prägten sie die Begegnung und Ausbeutung der indigenen Bevölkerung in den Amerikas über Jahrhunderte, andererseits wirkten sie als, in Kolumbus' Worten, «in höchstem Mass wahrhaftige Ereignisschilderung» aus der Neuen Welt ebenso auf die europäische Realität zurück wie die Güter, die nun vermehrt nach Europa gelangten.

Die Expansion auf den Doppelkontinent erfolgte in europäischen Denkmustern, die als



14 «Epistola de insulis nuper inventis», fol. 2v, gedruckt von Michael Furter, 1493.

«Entdeckungen» auf die Alte Welt zurückwirkten. So liesse sich abschliessend spekulieren, dass auch die asymmetrischen Beziehungen in der Basler Herrschaft, etwa zu den Hintersassen und Taunern – landsässige Teile der Bevölkerung, die nicht über das volle Bürgerrecht verfügten – von den Projektionen, Erfahrungen und Narrativen in der Begegnung mit den «edlen Wilden» der karibischen Inseln nicht unberührt blieben. Als Spiegelungen aus der

Neuen Welt schuf die koloniale Erfahrung auch Denkfiguren für die anhaltenden Ungleichheiten in den europäischen Gesellschaften. Der illustrierte Druck des Kolumbusbriefes in der Basler Offizin des Michael Furter verbreitete also nicht nur Neuigkeiten aus der Neuen Welt, sondern ist auch ein Zeugnis dafür, wie ab 1500 das Lokale im Globalen verortet und wie die Erweiterung der Welt im Lokalen bewältigt wurde. **Lucas Burkart**

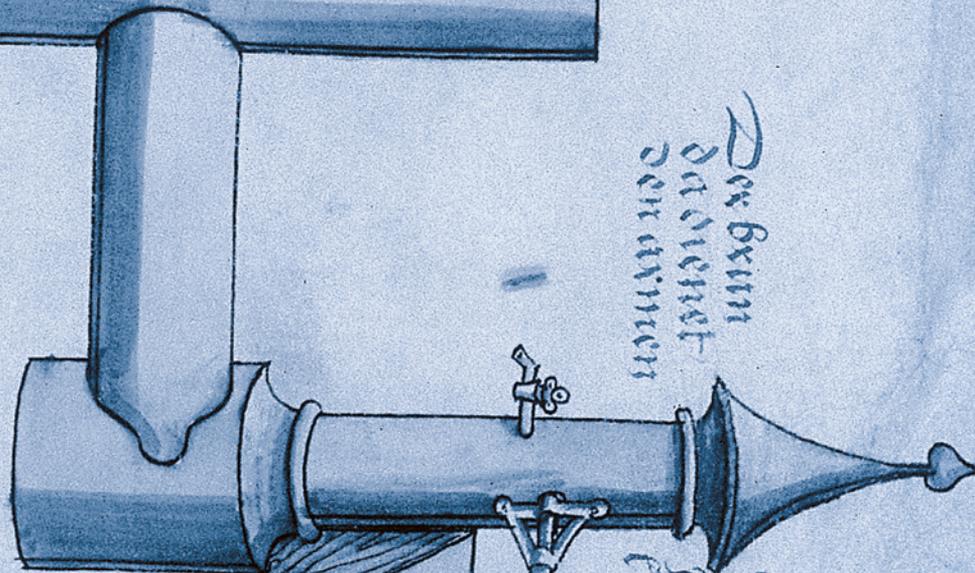
Wenn die radikalen Reformer Christus und die Heilige Schrift zum normativen Mittelpunkt ihrer Argumente machten, konnten sie ebenso an die ausgeprägte Passionsfrömmigkeit und an die Betonung der göttlichen Barmherzigkeit anknüpfen wie an das ‹Novum Instrumentum› des Erasmus. Nikolaus von Strassburg hatte in seiner Lazaruspredigt einst die Jenseitsvorstellungen der Bibel mit der späteren Lehre vom Fegefeuer harmonisiert: War das nicht ebenso eine Verunreinigung wie die von Erasmus kritisierte lateinische Bibeltradition? Hölle und Fegefeuer, Heiligenverehrung und Ablass, Fastengebote, Priesterklerus und klösterliches Leben – all das liess sich als Neuerung lesen, die den klaren Quell der Evangelien trübte. Die humanistische Methode – *ad fontes* – liess sich in Analogie bringen mit dem reformatorischen Argument, nur die Heilige Schrift sei autoritative Schriftquelle des Glaubens. Deshalb konnten Reformatoren wie Zwingli und Oekolampad schwer nachvollziehen, dass ihrem Freund Erasmus manche reformatorische Position zu weit ging. Besonders kritisch sah Erasmus, dass Zwingli ebenso wie Luther den freien Willen des Menschen bestritten.⁶⁶ Gottes Gnade zum einzigen, letztlich ungewissen Heilsgrund zu machen, die willentlich nicht zu erlangen, sondern nur gläubig zu erhoffen war, knüpfte zwar an die christozentrische Frömmigkeit der vergangenen Jahrhunderte an, bedeutete in der Entwertung der pluralistisch daran angelagerten Kulte und der Werkheiligkeit aber einen theologischen Bruch.

Indem die Reformatoren die höhere Autorität des Klerus – und damit auch des Papstes – gegenüber den Laien bestritten, gaben sie zudem die Einheit der Kirche preis, um die so lange gerungen worden war. War es nicht besser, den Frieden in der Christenheit zu wahren, sich auf einen Kern geteilten Glaubens zu beziehen und daneben verschiedene Ausprägungen von Frömmigkeit zuzulassen?⁶⁷ Weil diese Fragen für Erasmus nicht zu einer einfachen Antwort führten, brüskierte ihn der Wahrheits- und Machtanspruch der Reformatoren. Damit stand Erasmus nicht allein. Die Rede von der Reformation im Singular verdeckt ohnehin, dass neue theologische Konzepte und kirchliche Organisationsstrukturen erst entwickelt werden mussten und umkämpft waren, besonders prominent im Abendmahlsstreit zwischen Luther und Zwingli. Erasmus hatte das ‹Novum Instrument› von 1516 dem Papst gewidmet und es ‹jedem, der die wahre Theologie liebe›, ans Herz gelegt. Er starb, ohne sich den neuen Dogmen der Reformatoren anzuschliessen. Gleichwohl setzten die Reformatoren in wissenschaftlicher Perspektive das humanistische Projekt ihres Kritikers fort. Auch sie folgten der Methode, die Erasmus für seine Edition verwendet hatte, und bis heute gehört die philologische Textkritik zum Werkzeug von Theologen und Historikerinnen.

Anmerkungen

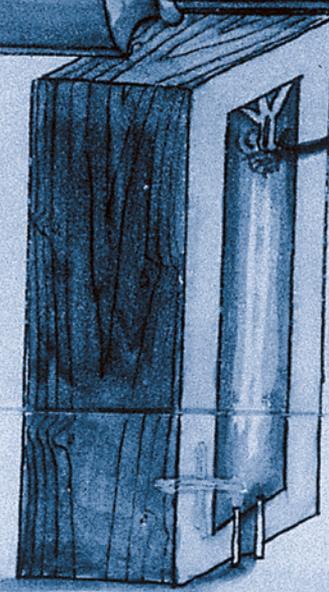
- 1 Pabst; Wattenbach 1897, S. 101–111.
- 2 Literatur weitgehend in der Helvetia Sacra: www.helvetiasacra.ch.
- 3 Bernoulli 1894.
- 4 Wehrli-Johns 1996.
- 5 Constitutiones (MGH). II, 75 Nr. 62.
- 6 Neidiger 1978, S. 146 f. Bernoulli 1894, S. 124–136.
- 7 Degler-Spengler 1969. Degler-Spengler 1991.
- 8 Fehlmann; Hofmeier 2018. Matt 2021, S. 29.
- 9 Neidiger 1978, S. 140 f.
- 10 Hirschmann 2016, S. 53. Wackernagel 1907–1924, Bd. 2.1 (1911), S. 171.
- 11 Eugster 1995, S. 218 f.
- 12 Courtenay 2007, S. 62.
- 13 HS IV, 5,1, S. 195.
- 14 Wehrli-Johns 1994.
- 15 Pfeiffer 1845, S. 264–269.
- 16 Boner 1935, S. 111 f.
- 17 Pahud de Mortanges 2004.
- 18 Weiterführend dazu Hamm 2010.
- 19 StABS, Kloster Klingental H und J.
- 20 Marchal 1972, S. 64 f.
- 21 Burkart 2009, S. 318–323.
- 22 Signori 2001, S. 321–354.
- 23 Planta 2020 und weitere Arbeiten dess. in Vorbereitung.
- 24 Wackernagel 1883, S. 226 f. und KDM BS 10, S. 333–336, zur Marienbruderschaft S. 51, 421 f., 425, 436.
- 25 Burkart 2009, S. 307 f.
- 26 Miescher-Siber 1915, S. 254–257. Simon-Muscheid 1992, S. 206 f.
- 27 Thali 2020, S. 39 f., 47–49 mit weiterer Literatur.
- 28 Meyer 2005, S. 26–28.
- 29 Ginsburger 1909, S. 344.
- 30 Gilomen 2009.
- 31 Meyer 2005, S. 40–44.
- 32 Tranter 2020.
- 33 Degler-Spengler 1969, S. 81–83.
- 34 Heusinger 2000 auch zum Folgenden; wichtig zuletzt auch Wehrli-Johns 2008.
- 35 Hossfeld 1908, S. 180 f.
- 36 Simon-Muscheid 2011, S. 28 f.
- 37 Gilomen 1986.
- 38 Neidiger 1978, S. 40–42, 160–166.
- 39 Schönenberger 1928, S. 146–148.
- 40 Übergreifend zu den Klosterreformen Neidiger 1989.
- 41 Degler-Spengler 1969, S. 34 f. Neidiger 1978, S. 160–166.
- 42 Kleinjung 2020. Schramke 2018, S. 260–270. Scarpatetti 1974, S. 224–237.
- 43 Weis-Müller 1956.
- 44 Abläufe detailliert bei Burckhardt/Riggensbach 1860.
- 45 Wackernagel 1907–1924, Bd. 2.2 (1916), S. 838.
- 46 Schramke 2020.
- 47 Studer 2020, S. 293.
- 48 Vernet 1961.
- 49 Schwinges 2011.
- 50 Zu den verschiedenen Rezeptionsmöglichkeiten Henkel 2012.
- 51 Schmitt 2010. Haegen 2001, S. 13–23.
- 52 Vischer 1860, S. 178–180.
- 53 Steinmann 1976, zu Luder S. 396–400, zu Brant S. 431–433.
- 54 Zahnd 2018, insb. S. 314 f. und mit weiterer Literatur.
- 55 Burkart 2016.
- 56 Sebastiani 2014.
- 57 Günthart 2020, S. 454: Zitat des für Amerbach tätigen Übersetzers Ludwig Moser.
- 58 Amerbach 1942.
- 59 Hamm 2014.
- 60 Thali 2020, S. 69 f. Günthart 2020.
- 61 Zuletzt Winston-Allen 2020.
- 62 Sieber-Lehmann 2007, S. 184 mit Anm. 64. Steinbrink 2007, S. 95–97.
- 63 Vgl. zuletzt Gehring 2019.
- 64 Zahnd 2017, S. 286.
- 65 Zur Rolle von Gasthäusern Simon-Muscheid 2004, S. 265 f.
- 66 Christ-von Wedel 2013, S. 167–182.
- 67 Christ-von Wedel 2017, S. 269.

Dise frib Got In
 dem pittel die
 der niden flectur
 Difer friben, Ir ein
 vden friben huffe
 t in Ertgen des
 vrt die ringen Ir
 nd gut was die
 ung, für die friben

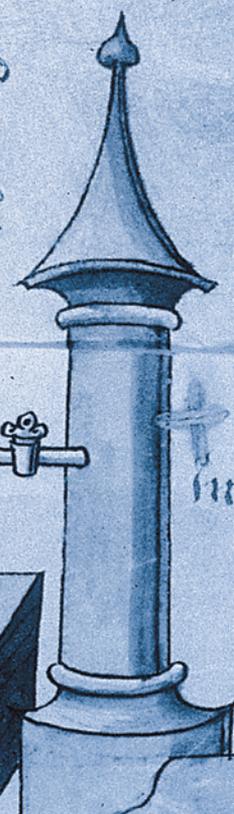


Der Brun
 da dernet
 der dernet

In Spital der
 in die Badstube
 futter



Der Brun



Dise friben lit vor
 dem mulben

In dise friben lit ein
 gubellort mit drien
 punten der ein dienet
 In den brunnen vor dem
 spital und friben pittel
 und der ander gegen
 den barfussen und
 lit die drien

